

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 8

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareillezeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37536. Fernsprecher: Dönhoff 292 bis 297

Die Kopfsteuer muß fallen!

Sozialdemokratie zu Verhandlungen bereit — aber ohne Negersteuer.

Die Besprechungen, die gestern abend zwischen dem Reichskanzler Dr. Brüning, dem Vorsitzenden der Zentrumsfraktion, Abg. Esser, und den sozialdemokratischen Abgeordneten Dr. Breitscheid und Hermann Müller stattfanden, endeten mit der Aeußerung des Wunsches, die sozialdemokratische Fraktion möge heute bis 12 Uhr mitteilen, unter welchen Voraussetzungen sie zur positiven Mitarbeit bereit sein würde. Die Abgg. Dr. Breitscheid und Müller haben infolgedessen Herrn Esser folgende Mitteilung zugehen lassen:

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion ist bereit, in mündlichen Verhandlungen die Bedingungen bekanntzugeben, unter denen sie eine Verabschiedung der Deckungsordnung mit ihrer Unterstützung für möglich hält. Sie hat jedoch schon gestern durch die Rede ihres Vertreters im Plenum des Reichstags erkennen lassen, daß die in der Deckungsordnung enthaltene Kopfsteuer, die sogenannte Bürgerabgabe für sie vollkommen unannehmbar ist. Voraussetzung für fruchtbare Verhandlungen wäre daher die Bereitwilligkeit der anderen in Betracht kommenden Parteien, auf die Bürgerabgabe zu verzichten. In diesem Falle wäre auch Gelegenheit gegeben, über notwendige Änderungen der Vorlagen für Arbeitslosen- und Krankenversicherung in Verhandlungen einzutreten.

Heute vormittag hat der Reichspräsident, wie offiziös mitgeteilt wird, dem Reichskanzler die ihm schon erteilten Vollmachten erneuert und bestätigt, nämlich die Vollmacht, das Deckungsprogramm durch Rechtsverordnung auf Grund des Artikels 48 in Kraft zu setzen, wenn die Erledigung des Deckungsprogramms auf parlamentarischem Wege nicht möglich ist; ferner die Vollmacht, den Reichstag aufzulösen, falls er eine solche Rechtsverordnung aufheben würde. Dasselbe soll geschehen, wenn ein Mißtrauensvotum angenommen wird, schließlich soll der Reichstag auch dann aufgelöst werden, wenn die politische Notwendigkeit es erfordert!

Pensionkürzung beschlossen.

Gegen die Stimmen der Rechten angenommen.

Der Haushaltsausschuß des Reichstags genehmigte am Dienstag zunächst das Bauspargesetz 1930. Der Ausschuß fällt dann die Entscheidung über den von den Sozialdemokraten eingebrachten Gesetzentwurf zur Pensionskürzung. Das Gesetz wurde in etwas veränderter Fassung angenommen.

Nach den Beschlüssen des Ausschusses werden die Bezüge der Ruhegehaltsempfänger, Wartgeldempfänger und Versorgungsberechtigten Hinterbliebenen, wenn sie neben den Versorgungsgeldern ein steuerbares Arbeitseinkommen beziehen, um die Hälfte des Betrages gekürzt, um den das Arbeitseinkommen 6000 Mark jährlich übersteigt. Die Höchstpension soll künftig 12 000 Mark nicht übersteigen. Diese Bestimmung wurde mit den Stimmen der Linken, der Demokraten, des Zentrums und der Wirtschaftspartei angenommen. Abfindungs-, Renten- und sonstige Verträge, die in ihrer Gesamtauswertung eine günstigere Regelung darstellen, werden aufgehoben.

Weiter beschloß der Ausschuß, daß die Vorschriften auch für die Ruhegehalts- und Wartgeldempfänger der Reichsbahn und Reichsbank gelten. Ebenso werden die Länder verpflichtet, ähnliche Vorschriften spätestens sechs Monate nach Inkrafttreten des Gesetzes durchzuführen. Als Termin für das Inkrafttreten ist der 1. Oktober bestimmt. Für die Annahme im Plenum bedarf das Gesetz einer Zweidrittelmehrheit.

9 Todesopfer einer Sturzwellen.

Beim Baden an der tyrrenischen Küste.

Rom, 16. Juli.

In der Nähe des an der tyrrenischen Küste gelegenen Badeortes Montalto di Castro wurde eine Gesellschaft von zwei Männern, sieben Frauen und einem Kind, die trotz des heftigen Sturmes badeten, von einer Sturzwellen ins Meer hinausgespült. Alle Versuche, sie zu retten, waren vergeblich. Die sieben Frauen, das Kind und einer der Männer sind ertrunken, nur der andere konnte gerettet werden.

Stahlhelm bei Otto Braun.

Sie wollen über Aufhebung des Verbots verhandeln.

Die Vertreter des Stahlhelms, die bisher es für unter ihrer Würde hielten, den preußischen Ministerpräsidenten aufzusuchen, sind heute mittag im preußischen Staatsministerium erschienen, um Rücksprache über die Gestaltung einer Neubildung des Stahlhelms in der Rheinprovinz zu nehmen.

Der Brief des Stahlhelms.

Der Brief des Bundesamts des Stahlhelms, Bund der Frontsoldaten, Berlin, vom 15. Juli 1930 an den preußischen Minister des Innern Dr. Waentig hat folgenden Wortlaut:

Sehr geehrter Herr Minister!

Das Schreiben vom 14. Juli 1930 II 1420 b 39 habe ich erhalten und den beiden Herren Bundesführern vorgelegt. Die Bundesführer sind indes nicht in der Lage, die von Ihnen vorgeschlagene Erklärung in Ihrem Wortlaut zu unterzeichnen. Insbesondere haben sie Bedenken gegen die Fassung des Punktes 1, weil sie sich dadurch selbst Lügen strafbar würden. Wir können von unserer, der Wahrheit entsprechenden Ansicht, daß es sich bei der Veranstaltung am 21. und 22. September 1929 im Raume von Werden-Kupferdreh, Langenberg und Reithwig-Weibert-Neuigen um keine im Sinne des Gesetzes vom 22. März 1921 und seinen Ausführungsbestimmungen verbotene militärische Beschäftigung gehandelt habe, nicht abgehen. Sonst würde für die Zukunft polizeilichen Verwaltungsmassnahmen, gegen die es keine Berufung auf richterliche Entscheidung gibt, Tür und Tor geöffnet werden mit dem Hinweis darauf, daß schon diese Veranstaltung auch vom Stahlhelm selbst als „militärisch“ anerkannt worden sei. Zudem möchten wir auch den bloßen Anschein vermeiden, als ob wir bereit wären, um der Wiederherstellung unserer Verbände willen eine Schuldschuld auszusprechen. Die Erklärung, die wir abzugeben bereit sind, haben wir in unserem Briefe vom 23. Juni 1930 an den Herrn Reichskanzler genannt.

Hindenburg läßt mitteilen, daß seine Anschauung, daß er nicht ins Rheinland reisen könne, solange das Stahlhelmsverbot bestehe, allen Beteiligten seit längerer Zeit, mindestens aber seit der Rückkehr des Reichskanzlers aus Neudeck, bekannt sein mußte. Ferner läßt der Reichspräsident erklären, daß hinter seinem Brief an den preußischen Ministerpräsidenten keinerlei politische Motive ständen; derartige Motive hätten dem Reichspräsidenten, als er in diesem Brief seinen eigenen persönlichen Entschluß nach langer Überlegung mitteilte, vollkommen ferngelegen.

Der Glückspilz von Röntgental

Woj.: „Woher hatten Sie die Stahlrupe?“
Angel.: „Die habe ich mal auf der Straße gefunden.“

Woj.: „Woher hatten Sie den Revolver?“

Angel.: „Den habe ich mal im Walde gefunden.“

(Aus dem Röntgental-Prozess.)

Ich ging im Walde so für mich hin und nichts zu suchen, das war mein Sinn. Da plötzlich sah' ich vor mir im Moos Ein Schießeisen — na was sagt man bloß?

Ich wollte vorüber, da sprach es sein:
Ach lieber Kazi, steck mich doch ein.
Ich hab' so bequemes Taschenformat,
Hier liegen auch „Huftenbonbon“ parat!

Ja, wo ich gehe und wo ich steh',
Immer ich Waffen herumliegen seh'.
Stahlrupe sprächen im Trottoir.
Ist das nicht einfach wunderbar?

Behutsam nahm ich das Ding nach Haus.
Und ziehen wir gegen das Reichsbanner aus,
Dann fühl' ich in meiner Tasche drin,
Wie schön „warm angezogen“ ich bin!

(Mit Anfechten bei Goethe.)
Jonathan.

Demgegenüber beharrt die preußische Staatsregierung darauf, nicht davon unterrichtet worden zu sein. Es wird hinzugefügt, daß die zuständige Reichsstelle, nämlich das Reichsministerium des Innern, mit der Sache amlich nicht befaßt worden ist und auch nicht anlich mit dem preußischen Ministerpräsidenten darüber verhandelt hat. Nur in privaten Besprechungen des Reichsinnenministers Dr. Birth und des Reichskanzler Dr. Brüning mit dem preußischen Ministerpräsidenten habe der Reichskanzler auch einmal gesagt, es bestünde die Gefahr, daß der Reichspräsident aus seiner Bestimmung über die Aufrechterhaltung des Stahlhelmsverbots seine Rheinlandreise absetzen würde. Daraus hat Ministerpräsident Braun erwidert, er könne sich das nicht denken, denn der Reichspräsident werde sicher einsehen, daß die einzige Voraussetzung in einem Rechtsstaat wie Preußen für die Aufhebung dieses auf gesetzlicher Grundlage erlassenen Verbots der Wegfall seiner Voraussetzungen sein müsse.

Eine Gegenzeichnung des Briefes Hindenburgs an Braun durch den Reichskanzler war deshalb nicht nötig, weil nach der Verfassung nur Anordnungen und Verfügungen des Reichspräsidenten dieser Gegenzeichnung bedürfen.

Bei Hugenbergs ist man empört.

Hugenbergs Nachrichtenbüro verbreitet die Meldung, daß man in Mainz über die Preußentregierung empört sei. Das nimmt schon wunder, da Mainz im heftigsten Gebiet liegt und von dem Konflikt gar nicht betroffen wird. Aber mit großer Offenherzigkeit plaudert Hugenbergs Korrespondent die wahren Gründe der „Bitterstimmung“ aus: Reichsbanner Schwarzrotgold habe zur Mainzer Befreiungsfeier 20 000 Teilnehmer angemeldet. Da die bürgerlichen Vereine nicht imstande sind, mit ähnlichem aufzumachen, — wir zitieren wörtlich — „hat dies dazu geführt, daß eine große Anzahl bürgerlicher Verbände dem Empfang fernbleiben wollen.“

Noch, das Vaterland über die Partei!

Hugenberg gegen Hindenburg.

In dem Konfliktbrief des Reichspräsidenten ist nur von einer Differenz wegen des Stahlhelmsverbots die Rede. Trotzdem behauptet heute die Hugenbergpresse mit fetsamer Bestimmtheit, daß für Hindenburgs Verhalten ein anderer Grund maßgebend oder mindestens mitbestimmend sei. Nämlich der Einspruch Preußens gegen die Amnestie der Fememörder. So schreibt der „Tag“:

„Es war eine unerhörte Zumutung an den Reichspräsidenten, sich bei den Rheinlandfeiern neben dem preußischen Ministerpräsidenten zeigen zu sollen, nachdem hier im Reichsrat die Rheinlandamnestie sabatiert hat.“

Ganz im gleichen Sinne schreibt der „Lokalanzeiger“, Hindenburg würde seine Abgabe nicht zurückziehen,

„am wenigsten Herrn Braun zuliebe, der ja auch durch sein Veto gegen das vom Reichstag mit Zweidrittelmehrheit beschlossene Amnestiegesetz das Seinige zur Störung des Rheinlandfriedens getan hat.“

Die Hugenberg-Presse legt das Ansehen des Reichspräsidenten öffentlich herab, indem sie die Meinung verbreitet, die Befreiung eines Klapprotz sei wichtiger als die Befreiung der Rheinlande.

Der Kriegslastennet.

Der Ausschuß für den Reichshaushalt begann in seiner Sitzung vom Mittwoch die Beratung der in zweiter Lesung nach ausstehenden Einzelteilen der Kriegslasten, der allgemeinen Finanzverwaltung und des Haushaltsgesetzes. Die Verhandlungen werden sich über mehrere Tage erstrecken, da in der Mittwochssitzung noch nicht einmal die Beratung des Kriegslastennetzes zu Ende geführt werden konnte. Die einzelnen Positionen des Etats wurden zum größten Teil nach den Ansätzen im Entwurf der Reichsregierung genehmigt.

Verhandlungsergebnis mit Moskau.

Einigung nur zum Teil erzielt. — Weiterbehandlung des Restes empfohlen.

Zunächst wird mitgeteilt:

Die deutsch-sowjetische Schlichtungskommission hat den Bericht über die Ergebnisse der diesjährigen ordentlichen Tagung fertiggestellt und den beiden Regierungen zur Bestätigung vorgelegt. In einem Teil der der Schlichtungskommission überwiesenen Fragen gelangte die Kommission zu gemeinsamen Empfehlungen an die beiderseitigen Regierungen, ein anderer Teil konnte durch einseitige Erklärungen der Parteien geregelt werden. Endlich wurden einige Fragen, die für eine abschließende Erledigung durch die Schlichtungskommission nicht geeignet waren, für Spezialverhandlungen zurückgestellt.

Im Vordergrund standen die Fragen des Niederlassungsabkommens. Deutscherseits handelte es sich in erster Linie darum, die Rechtsstellung der in der Sowjetunion ansässigen Reichsdeutschen, u. a. auch im Zusammenhang mit der in der letzten Zeit planmäßig durchgeführten Kollektivierungspolitik, zu klären und nach Möglichkeit zu sichern. Die Fragen fanden auf Grund der Erklärungen der Sowjetmitglieder der Schlichtungskommission eine praktische befriedigende Regelung, ebenso wie auch die Wünsche, die die Sowjetregierung hinsichtlich der Niederlassungsfragen vortrug, durch entsprechende deutsche Erklärungen erledigt werden konnten.

Bei verschiedenen Fragen des Wirtschafts- und Seeschiffahrtsabkommens gelangte die Kommission zu praktischen Empfehlungen, die das Ziel haben, gewisse Hemmnisse im gegenseitigen Wirtschaftsverkehr zu beseitigen. Mehrere Wirtschaftsfragen prinzipieller Art wurden eingehend durchberaten und den Regierungen empfohlen, Spezialverhandlungen darüber einzuleiten. Ebenso wurden in einzelnen Fragen des gewerblichen Rechtsschutzes praktische Ergebnisse erzielt, die dem Weg hierzu vorbereiten.

Wenn auch nicht in allen Fragen, die der Schlichtungskommission unterbreitet waren eine Übereinstimmung erreicht werden konnte, so hat doch die Aussprache, die darüber stattgefunden hat, eine Grundlage für die weitere Behandlung der Probleme geschaffen. Der Bericht unterliegt zur Zeit der Prüfung durch die Regierungen, die sich gemäß § 5 des Schlichtungsabkommens auch darüber verständigen müssen, ob der Bericht im ganzen oder teilweise veröffentlicht werden soll.

Ernte mit Propaganda.

Es fehlen 13 von 18 Millionen Säcken für die Sowjeternäte.

Romno, 16. Juli.

Einer amtlichen Meldung aus Moskau zufolge ist bei dem Kommissariat für Volksbildung ein besonderer Ausschuss gebildet worden, dem die Aufgabe übertragen wurde, während der Ernterücklauf in den Dörfern wirksame Propaganda für die Getreideableitung zu treiben. Es ist geplant, Hunderttausende von Aufklärungsschriften und Broschüren zu drucken, mit denen das Dorf überschwemmt werden soll. Außerdem wurden besondere Fonds geschaffen, aus denen Besohnungen für pünktliche und reichliche Getreideableitung gezahlt werden.

Gleichzeitig wird im Handelskommissariat ein eingehender Plan der Getreideerfassung ausgearbeitet. Einem besonderen Studium wird die Frage unterzogen, wie die Dörfer in den Hauptbezirken mit Waren und Artikeln des täglichen Bedarfs im „Stahitempo“ zu beliefern seien. Es wird darüber Klage geführt, daß die Wirtschaft auch auf diesem Gebiet überhandnehmen. So ist die Anzahl der für den Getreidetransport notwendigen Säcke mit 18 Millionen angegeben worden; bisher konnten aber nur 5 Millionen Säcke geliefert werden.

Man schreibt uns . . .

Ausbildungsmethoden bei der Schußpolizei.

Es gibt heute kaum noch einen Schußpolizeibeamten, der nicht davon überzeugt wäre, daß eine Ausbildung der Polizeibeamten notwendig ist, um die Waffen, die sie im Dienste tragen, kennenzulernen und im Notfall auch davon Gebrauch machen zu können. In erster Linie kommt der Gewehrtruppel und dann die Pistole in Frage. Hier müßte die Ausbildung einsetzen. Leider geschieht dies nicht, weil man wohl annimmt, daß sich diese Ausbildung der Beamten von selbst aneignet.

Dafür ist die Ausbildung mit dem Karabiner auf dem Kasernehof um so ausgiebiger. Keine Dienststelle kann sich eine Ausbildung ohne Karabiner vorstellen, weil doch in allererster Linie Griffe dazu nötig sind. Diese gestrichelte Tätigkeit wird stundenlang geübt. Erst einzeln, dann in Gruppen, Jüngen und zuletzt in der ganzen Bereitschaft. Klappert der Griff gut, ist die Schacht schon gewonnen, genau so wie früher auf dem Kasernehof. Klappert er nicht, so geht es weiter.

Gerade bei der glühenden Hitze wurde täglich Stundenlang auf dem Kasernehof ausgebildet. Warum? Weil im Sommer die Befähigungen stattfinden. Man muß sich mal überlegen, was das bedeutet. Lediglich, weil einzelne Herren Gefallen daran finden und eine Abwechslung brauchen, müssen die Beamten täglich Waffenstrahl üben, um bei der Befähigung wie die Puppen aufmarschieren zu können. Ob die Dienstfreudigkeit damit gehoben wird? Ob sich nicht endlich eine höhere Dienststelle findet, die hier Einhalt gebietet und dem Unfug ein Ende bereitet?

Weimarer Erlebnis.

Vorm Goethehaus in Weimar stehen zwei Ausländerinnen. Zwei Hülserjünglinge kommen vorbei, pflanzen sich vor den Damen auf, die sie offenbar des südländischen Aussehens wegen für Jüdinnen halten, und der eine sagt laut: „Wenn Fried Sie sehen würde, würde er Sie verhaften lassen.“ Erschrocken und erschreckt schauen die Damen auf, indes die „deutschen“ Jünglinge frech grinsend davongehen.

So verhalten diese „deutschen Kulturträger“ dem deutschen Namen „Achtung.“ Das Traurige ist nur, daß die letzte Endes andere gabler. Schon jetzt zeigt sich die Auswirkung des Hakenkreuzregiments auf den Fremdenverkehr, der in Thüringen in diesem Jahre sehr zu wünschen übrig läßt, wie die Kreise klagen, die auf ihn angewiesen sind. Es zeigt sich hier dieselbe Erscheinung, wie in allen Fremdenverkehrsgebieten, in denen die Hakenkreuzer sich breit machen. Die Fremden meiden die Hakenkreuzgebiete. So war es vor Jahren in Bayern, so war es an der Ostsee, vor Jahren in Ostberg, im vergangenen Jahr in Preußen, so ist es in diesem Jahre in Thüringen. Wie lange wird sich das Volk das Treiben der „Nazis“ noch gefallen lassen? R. S.



Franz Domes letzter Weg

In Wien bestatteten die Arbeiter den Genossen Franz Domes, den langjährigen Führer des österreichisch. Metallarbeiterverbandes und Präsidenten der Wiener Arbeitskammer. Unser Bild zeigt den gewaltigen Massenzug, der den Sarg zum Krematorium begleitete.



Wer wird Harnack's Nachfolger?

Ein Kampf hinter den Kulissen.

Man schreibt uns:

Die „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“ ist eine Stiftung, die von reichen Industriellen im Jahre 1911 dem früheren Kaiser gemacht und seitdem ständig vergrößert wurde. Die Gesellschaft sollte vor allem die Naturwissenschaften pflegen. Bis 1914 bestanden sieben wissenschaftliche Institute, acht wurden während des Krieges geschaffen. Die übrigen achtzehn entstanden nach dem Kriege. Die Stiftung verlor durch Krieg und Inflation ihr Vermögen. Seitdem

bestreiten Reich und Länder den Hauptteil der Ausgaben.

Der Rest wird durch Beiträge öffentlicher Körperschaften, der Privatwirtschaft usw. aufgebracht. Dennoch haben die Regierungen in den elf Jahren der Nachkriegszeit sich jeden Einflusses auf die nicht unpolitische Verwaltung der Gesellschaft enthalten. Von 43 Senatoren sind nur 20 vom Reich und Preußen ernannt worden, aber diese Minderheit sind nicht etwa Vertreter der Regierungen, aus deren Mitteln die größere Hälfte des Millionats der Gesellschaft bestritten wird. Die Industrie ist in dieser Beziehung robust. Seit Jahren verliert man in republikanischen Kreisen, den Namen der Gesellschaft zu ändern. Mit fast unbegreiflichem Langmut haben die Regierungen, die republikanischen Abgeordneten, die dem Senat angehören, und die zahlreichen öffentlichen Körperschaften, auf deren Mitarbeit die Gesellschaft entscheidendes Gewicht legt, daß nicht nur der Name der Gesellschaft unverändert blieb, obwohl Reich und Preußen für die Gesellschaft mehr getan haben als der frühere Kaiser, sondern daß auch alle neuen naturwissenschaftlichen Institute, die nach dem Kriege entstanden, den Namen „Kaiser-Wilhelm-Institut“ bekamen, obwohl sie mit Wilhelm nicht das geringste zu tun haben. Man sucht auf die republikanischen Kreise dadurch einzuwirken, daß man die Zurückziehung aller Beiträge aus der Privatwirtschaft androht, wenn der Name geändert wird.

Die Verwaltung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft sieht durchaus rechts. Um so entscheidender ist die Lösung der Frage, wer der Nachfolger des verstorbenen Präsidenten der Gesellschaft, des Professors von Harnack, werden soll. Eine Korrespondenz berichtet, daß die preussische Regierung dem Senat der Gesellschaft vorgeschlagen habe, den früheren Kultusminister Professor Dr. Becker zum Präsidenten zu wählen. Einige Zeitungen schließen daran die Bemerkung, daß die Gesellschaft eine solche Politisierung ablehnen müsse. Wie? Politisierung? Weil die preussische Regierung einen im In- und Auslande anerkannten Gelehrten vorschlägt, der sich zweifellos um Wissenschaft und Universitäten (genau nicht politische, aber kulturelle) Verdienste erworben hat? Das soll der Versuch einer Politisierung sein?

Die Gründe für den Widerstand gegen die Kandidatur Becker

liegen tiefer. Die Hugenberg-Presse berichtet, daß man in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft als aussichtsreichsten Kandidaten den Berliner Phyziker Planck, ferner als aussichtsreich den Wiener Botaniker Wettstein und den Großindustriellen Dr. Krupp von Bohlen ansehe. Es handelt sich um nichts anderes, als um den Versuch,

die Herrschaft der ältesten Generation aufrechtzuerhalten.

Die das wissenschaftliche Leben Deutschlands immer noch regiert. Auch in der „Kommunisten-Gesellschaft der deutschen Wissenschaft“ und der „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft“ sind dieselben Siebzigerjährigen wie an den Universitäten maßgebend (unter unverständlicher Duldung der jüngeren Generation und der öffentlichen Körperschaften); von ihnen ist der gesamte Nachwuchs abhängig. Diese alten Professoren und Politiker, deren Verdienste um Wissenschaft und Staat ebenso unbestreitbar sind wie ihre jetzige, durch Alter und Lebensferne bedingte Einseitigkeit, werden von jüngeren Leuten aus politischen und persönlichen Gründen als Aushängeschild benützt, weil man ohne weiteres annimmt, daß der berühmte Name im Notfall Schutz sein wird. Im vorliegenden Falle ist es natürlich ein Skandal, daß die Verwaltung der Gesellschaft es wagt, einen alten zweiundsechzigjährigen Mann, wie den verdienstvollen Professor Planck, zum Präsidenten vorzuschlagen, während die Größe der Verwaltung und die besonderen Umstände der Gesellschaft eine elastische und starke Persönlichkeit gebieterisch fordern.

Dazu kommt folgendes: vor geraumer Zeit behauptete eine kleine Anfrage der demokratischen Landtagsfraktion, daß die Verwaltung der Gesellschaft nicht in Ordnung sei. Seltsamerweise ist die kleine Anfrage bis heute nicht beantwortet. Becker scheint daraufhin während seiner Ministerzeit den Versuch gemacht zu haben,

die notwendige Staatsaufsicht über die Verwaltung der Gesellschaft auszuüben.

Daß er dabei auf den erbitterten Widerstand derjenigen stieß, die an der Publizität ihrer Verwaltung kein Interesse haben, ist nur zu verständlich. Aus diesem Widerstand erklärt sich wohl die Gegnerschaft gegen den pensionierten Minister.

Planck ist alt und wird sich um die Einzelheiten der Verwaltung nicht sehr kümmern können. Krupp sitzt in Essen, Professor Wettstein in Wien. Es ist also dafür gesorgt, daß, wenn einer dieser Kandidaten gewählt wird, der neue Präsident kein Hindernis für die Verwaltung ist. Man darf mit Spannung abwarten, wie sich die Dinge bei der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft weiter entwickeln werden — von der Wahl des Präsidenten wird es abhängen, wie sich in Zukunft die öffentlichen Körperschaften zu der Gesellschaft stellen werden.

Sowjetbürokratie.

Die neue Beamtengeneration trägt die Schuld!

Die Klagen über Bürokratismus des Sowjetapparates sind bekannt. Fast in jedem sowjetrussischen Blatt kann man darüber wenig Schmichelhaftes lesen. Als Entschuldigung wird unter anderem angeführt, daß es sich um ein Ueberbleibsel des früheren Bürokratismus handelt, der im Sowjetstaat allmählich mit Stumpf und Eisel ausgerottet werden würde. Unter solchen Umständen ist es äußerst lehrreich, in der Februarnummer der „Stalinschen Umschau“ eine Statistik über die Herkunft der 11.000 Beamten der Zentralbehörden kennenzulernen. Es ergibt sich, daß hiervon nur 10,9 Proz. in der vorrevolutionären Zeit im Staatsapparat tätig gewesen waren. Die übrigen, also ganze 90 Prozent der Sowjetbeamten, stammen aus der Zeit nach der bolschewistischen Revolution. Unter dem höheren Verwaltungspersonal sind 65,7 Proz. Kommunisten. Mehr als die Hälfte davon ist jünger als 34 Jahre; das besagt, daß sie im Augenblick der Novemberrevolution erst 22 Jahre alt waren. Besonders stark sind die Mitglieder der kommunistischen Partei beim Volkskommissariat der Arbeiter- und Bauerninspektion und beim Volkskommissariat des Außenverkehrs — mit 48,4 resp. 40,8 Proz.

Von großem Interesse ist die soziale Abstammung der Sowjetbeamten. 73,6 sind frühere Angestellte und Söhne von Angestellten; 16,4 Proz. stammen von Arbeitern und 6,3 Proz. von Bauern. Eine alte Beamtengeneration gibt es überhaupt nicht. Nur 10,8 Proz. können auf eine längere Beamtenlaufbahn zurückblicken; 28,2 Proz. auf eine solche von 5 bis 8 Jahren; 20,4 Proz. sind 3 bis 4 Jahre im Dienst und 23,5 Proz. 1 bis 2 Jahre. Beamte über als 44 Jahre gibt es nur 20,9 Proz. Nicht ohne Belang ist der Umstand, daß selbst unter den sogenannten Spezialisten und wissenschaftlichen Funktionären 87,4 Proz. jünger als 34 Jahre sind, sie haben also ihre Hochschulbildung während der Bolschewistenzeit erhalten. Besonders groß

ist der Prozentsatz der Beamten, die die Hochschule nach 1918 besucht haben, unter den Kommunisten; er macht 91,4 Proz. aus; 60,5 Proz. haben die Hochschule erst nach 1926 absolviert.

Aus all diesem ist der Schluß zu ziehen, daß die Verantwortung für die Gestaltung des Sowjetlebens, für die Rückschläge in der Industrie, die Zerstörung des Transportwesens, für die ganze Wirtschaft in Sowjetrußland auf die neue Generation der Sowjetbeamten fällt. Gerade das ist ja auch mit die Ursache, weshalb die Sowjetregierung von Zeit zu Zeit die alten Spezialisten zu Sündenböcken macht und mit Hilfe von Konstruktionsprojekten, in denen Anklage wegen wirtschaftlicher Spionage und Kartellrevolution erhoben wird, die Welt glauben zu machen sucht, daß nicht die Unwissenheit und die Unfähigkeit der neuen Sowjetbürokratie die eigentliche Schuld an den Mißerfolgen des „sozialistischen Aufbaus“ trifft, sondern die sogenannten Schädlinge. Die „Stalinsche Umschau“ beweist das Gegenteil!

Die Thüringer Schulgebete.

Aufhebung des Erlasses.

Weimar, 15. Juli.

In unterrichteten Kreisen verlautet, daß die thüringischen Schulgebete, die durch das Urteil des Staatsgerichtshofes vom 11. Juli als verfassungswidrig erklärt wurden, dadurch aufgehoben werden sollen, daß im Amtsblatt des thüringischen Ministeriums das Urteil des Staatsgerichtshofes mit seiner Begründung veröffentlicht wird. Dies werde dann als Aufhebung des Erlasses gelten.

58 Lübecker Säuglinge tot.

Lübeck, 16. Juli.

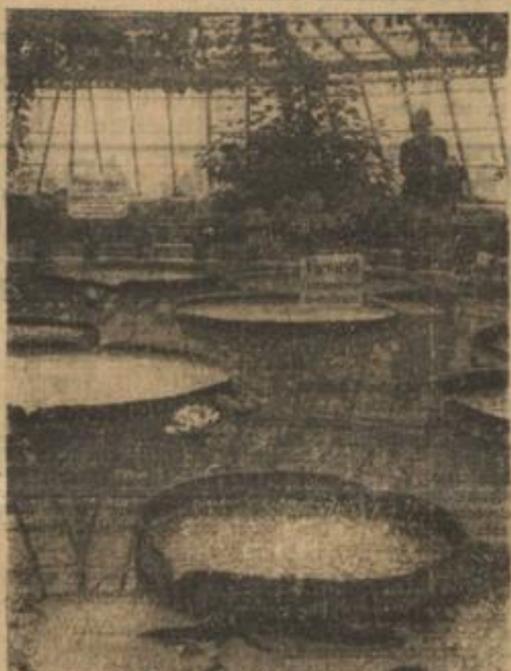
Die Zahl der Todesopfer unter den mit Calmette-Präparat genährten Säuglingen hat sich nach dem Bericht des Lübecker Gesundheitsamtes vom Mittwochvormittag um einen weiteren Todesfall auf 58 erhöht.

Der Beutel mit den Louis d'ors

Durch ein Taschenspielerkunststück um 13000 Mark betrogen

Durch zwei ausländische Schwindler wurde gestern ein türkischer Kaufmann, der am Kottbuser Damm ein Zigarettengeschäft betreibt, um 13000 Mark geschädigt.

In dem kleinen Laden sprachen in den Vormittagsstunden zwei Männer vor, die der Kaufmann für einen Perser und einen Bulgaren hielt. Sie erzählten ihm, daß sie soeben von der Reise gekommen seien, und ihre bestaunte Kleidung und ihr erschöpftes Aussehen schienen das zu bestätigen. Sie wollten, wie sie sagten, noch am Dienstagabend die Fahrt fortsetzen und könnten sich deshalb nicht lange in Berlin aufhalten. Ihr Reisegeld sei ihnen ausgegangen und sie lämen nun, um ihm ein gutes Geschäft anzubieten. In einem roten kleinen Füllbeutel hatten sie einen Beutel mit Goldstücken, und zwar 350 frühere französische Louis d'ors. Außerdem wollten sie in dem Hotel, in dem sie Quartier genommen hätten, noch 150 Stück doppelte Louis d'ors haben. Diese Münzen, die zwar keinen Kurs aber einen Goldwert haben, wollten sie nach längerem Feilschen für zusammen 13000 Mark verkaufen. Das hätte für den türkischen Kaufmann in der Tat ein gutes Geschäft bedeutet. Da er selbst nicht so viel bares Geld im Hause hatte, ließ er sich von Bekannten und Verwandten, was er bekommen konnte und brachte tatsächlich die verlangte Summe zusammen. 12000 Mark hatte er in Laufendmarktscheinen, den Rest in Hundertmarktscheinen. Verkäufer und Käufer vereinbarten, daß der Preis zusammen mit den 350 Goldstücken in den kleinen Koffer verpackt und bei dem Kaufmann einstweilen untergestellt werden sollte. Die beiden Ausländer wollten nach ihrem Hotel gehen und von dort die noch fehlenden 150 Münzen abholen. Den ganzen Tag über wartete der Kaufmann vergeblich auf ihr Erscheinen. Als sich bis 8 Uhr abends niemand hatte sehen lassen, kamen ihm Bedenken, er öffnete den Koffer und erlebte eine sehr böse Ueberraschung. Der Beutel mit den Louis d'ors war verschwunden. Ein ähnlicher Beutel, der aber nur kleine Scheinchen enthielt, lag an seiner Stelle. Um das Unglück voll zu machen, war auch das Paket mit den Goldscheinen ver-



In Dahlem blüht die Victoria Regia.

Ein Schauspiel, das sich alljährlich nur einen Tag bietet: Die „Victoria Regia“ im Berliner Botanischen Garten ist erblickt.

schwunden. An seiner Stelle lag nur noch darin ein Paket mit den leeren Blättern aus einem Notizbuch. Auf die Anzeige des Geschädigten nahm die Kriminalpolizei sofort die Nachforschungen nach den beiden Gaunern auf, sie blieben aber bisher erfolglos. In dem angegebenen Hotel wußte niemand etwas von den fremden Gästen.

Der Nazi-Mord an Heimbürger.

„Ich habe ihm das Messer in den Leib gerannt.“

En der heute fortgesetzten Beweisaufnahme gegen die sieben Nationalsozialisten, die an der Verfolgung Heimbürgers beteiligt gewesen sein sollen, machte die Freundin Westendorgers, der unter Anklage des Totschlages steht, eine diesen sehr belastende Aussage. Westendorger habe ihr am nächsten Tage gesagt: „Ich habe einen Kommunisten erstochen. Die Kommunisten haben mich lange genug geärgert. Das ist ihm ganz recht. Ich habe ihm das Messer in den Leib gerannt, so tief wollte ich aber nicht stehen.“ Dann habe er ihr auch später gesagt, der Ermordete stehe ihm immer vor Augen, er könne nachts nicht schlafen, und er habe ihr vorgeschlagen, mit ihm gemeinsam aus dem Leben zu scheiden. Weiter habe Westendorger ihr auch erzählt, nachdem er den Mord begangen habe, hätte er seine Peise vorgezogen, seinen Kameraden gepiffen und ihnen Mitteilung gemacht. Trotz dieser durchaus glaubwürdigen Aussage bezichtigt Westendorger seine Freundin der Lüge. Das gleiche tut er auch seinem Bestimmungsgenossen, dem Nationalsozialisten Kost gegenüber. In welcher Weise die Angeklagten gewüret haben, erfährt man vom Schaffner Markwald. Als dieser sah, wie 20 Mann den auf dem Boden liegenden Heimbürger mit Gummitüppel und Stiefelabfällen bearbeiteten, rief er ihnen zu: „20 gegen einen, das ist eine unerhörte Feigheit.“ Am nächsten Augenblick erhielt er vom Angeklagten Timpe einen Hieb ins Gesicht mit dem Schlagring. Als Heimbürger sich blutend dahinschleppte, verfolgt von seinen Peinigern, und immerzu rief: „Ich bin unschuldig, helft mir“, serrten ihn zwei Nationalsozialisten mit lautem Gejohle aus dem „Rathaus“, in das er geschleudert war. Der Sachverständige stellte fest, daß der Stich mit ungeheurer Wucht geführt sein mußte.

Zepp auf zweiter Nordlandfahrt.

Friedrichshafen, 16. Juli.

Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ ist heute früh 7,14 Uhr bei strahlendem Sonnenschein und klarem Wetter zu seiner zweiten Nordlandfahrt nach Tromsø und bis zum Nordkap aufgestellt. Die Führung hat Kapitän Lehmann übernommen. An Bord befinden sich 22 Passagiere, darunter General Robite. Die Fahrtroute ist im wesentlichen dieselbe wie bei der letzten Nordlandfahrt.

Science fiction in USA.

Von Willy Ley.

Aus Amerika will wieder einmal etwas Neues nach Europa kommen. Nach Buzz, Keep smiling und See appeal ist „Science fiction“ der amerikanische Begriff, der nun auch Europa erobern möchte, — und wer will nach den Erfolgen der genannten Schlagworte mit Bestimmtheit sagen, daß sich Europa der „Science fiction“ verschließen wird?

Was „Science fiction“ bedeutet? Statt übersehen, mit ein oder zwei deutschen Worten läßt sich das nicht, denn es ist ja ein neu geprägtes Wort, das die Amerikaner selbst ihren Lesern zunächst noch kommentieren müssen, und zwar mit den Worten: „Prophetic fiction is the mother of scientific fact“, zu deutsch etwa: „Die prophetische Annahme ist die Mutter der wissenschaftlichen Tat.“

Es handelt sich gewissermaßen um ein Spiel zwischen einer Reihe bestimmter Schriftsteller und ihrem Publikum. Die Autoren schreiben „Wonder Stories“ („Wundergeschichten“), und die Leser geben in einer ausgedehnten Spalte „The reader speaks“ (Der Leser spricht) ihre Meinung dazu. Das Wort „Wunder“ hat dabei aber die Bedeutung des wissenschaftlichen oder technischen Wunders, einer Fahrt zur Bemis, dem Einbruch der Bewohner eines fremden Weltkörpers auf die Erde mit all ihren Folgen, Verwandlung eines Metalles, Bau einer neuen gigantischen Postenträgerstadt, Entdeckung einer Strahlenart, die mikroskopische Urtierchen zu Riesengröße anwachsen läßt.

Die Hauptfordernis dieser Geschichten ist zunächst, dem Leser „thrill“ zu geben, ein gewisses angenehm aufreizendes Gefühl, das gewisse Erfordernis ist dabei, daß sich wissenschaftlich gegen die Möglichkeit dieser Ereignisse nichts sagen läßt, wenn man die Voraussetzungen des Autors anerkennt. Wenn da zum Beispiel ein Autor eine Geschichte schreibt „Das geheimnisvolle Metall“, in der durch Anwendung einer neuen Strahlenart Gold in ein minderwertiges Metall verwandelt wird, — ein Geisteskranker, der der Entdecker dieser Strahlen ist, will damit das Gold und gleichzeitig das Verbrechen aus der Welt schaffen, — so erhebt sich eine rege Diskussion darüber, ob durch das Auslösen alles Goldes auf der Erde wirklich die Verhältnisse der Menschheit gebessert werden würde. Es wird debattiert, ob man einfach das neue minderwertige Metall an die Stelle des Goldes setzen würde, oder ob man Platin oder Radium oder Elektrizität oder was sonst als neuen Wertmesser einführen würde.

Denn solche Strahlen sind zwar unbekannt, man hat aber keinen Grund, ihre Existenz zu leugnen.

Würde ein Schriftsteller aber etwa sich die Aufgabe stellen, von den Abwehrmaßnahmen der Menschheit gegen eine neue Eiszeit zu erzählen und diese Eiszeit entstehen lassen, indem alle Vulkanen plötzlich Eis statt Feuer speien, dann würde man diese Geschichte gar nicht erst drucken. Neben dem Redakteur, der die Geschichten ohne „thrill“ ausschneidet, wacht nämlich eine ganze Reihe von Wissenschaftlern verschiedener Gebiete über die andere Seite der Sache.

Seit etwa einem Jahr ist dies Spiel von einem geschäftsliebenden Verleger, der von den Wandlungen des Publikumsinteresses eine Ahnung hatte, organisiert worden. Hugo Gernsback in New York hat alle Bestrebungen dieser Art in drei riesigen Ma-

gazin zusammengefaßt, den „Science Wonder Stories“, den „Air Wonder Stories“ und den „Science Wonder Quarterly“, illustrierte Magazine vom Format eines ausgewachsenen Geschäftsbriefpogens und von 100 Seiten durchschnittlicher Stärke. Gernsback bringt zu den Leserdiskussionen um vorliegende Geschichten noch etwas Neues. Ihm fällt irgend etwas Unglaubliches ein, sein Zeichner wird instruiert, zeichnet die Sache hübsch anschaulich und bunt auf, das Bild wird das Titelblatt des neuen Magazins und nun, Leser, schreibe die beste Geschichte um dieses Bild, dann wird sie gedruckt, dein Bild und Lebenslauf mit Adresse dazu und 300 Dollar sind dir sicher. Und die Leser machen voller Begeisterung mit, zunächst wegen des Dollarbezugs, denn 300 Dollar sind auch brüben viel Geld für den Durchschnittsbürger, dann aber auch, weil es augenscheinlich viel Spaß macht. Es macht auch viel Spaß, nachher zu lesen, welche Gedanken ein und dasselbe Bild in den verschiedenen Gehirnen ausgelöst hat. Da war zum Beispiel ein Titelblatt, das zwei riesige quallenartige Scheiben mit Fangarmen zeigte, und an diesen Fangarmen hingen der Eiffelturm und die Woolworth-Building. Jeder der vier Preisträger hatte eine ganz andere Idee dazu. Der eine schilderte das schreckliche Erlebnis des Ueberfalls der Marsbewohner als Traum, der zweite berichtete, er habe das am Fernseher des Rumbunts gesehen und sei zu Tode erschrocken, bis plötzlich der Ansager ihn belehrte: „Sie sahen einen Abschnitt aus dem neuen deutschen Großfilm „Räuber aus dem Weltraum“. Der Film läuft ob morgen da und da in New York, und wir sind sicher, er wird Ihnen gefallen.“ Der dritte schildert das Ganze aus der Perspektive des Jahres 3000, inzwischen sei die Erde durch giftige Riesenselbst unbewohnbar geworden, die Menschheit sei zur Bemis geflüchtet und habe nun den Wunsch gehabt, sich ihre berühmtesten Baumerte von der Erde als Andenken zu holen. Beim vierten wird die ganze Geschichte dann zur gegenwärtigen Tatsache.

Natürlich läßt sich der Gebrauch der „Science fiction“ ganz nach Belieben abwandeln. Irgendwo hinten zwischen den Inseraten steht eine Tabelle: „Wie weit ist der Mond von der Erde entfernt? Was wissen Sie von den Atomen? Wie sah der Brontosaurus aus? Welches Atomgewicht hat Sauerstoff?“ Und am Schluß dieser Tabelle steht: „Wenn Sie alle Geschichten dieses Magazins aufmerksam gelesen haben, können Sie diese Fragen beantworten. Wenn Sie es nicht getan haben, dann schlagen Sie nach auf Seite...“

Für uns ist das sympathischste mit an der Science fiction, daß sich die Leiter dieser Magazine nicht auf amerikanische Scheinsteller allein beschränken, sondern eifrig in Europa und besonders in Deutschland Ausschau halten, was sich hier Brauchbares bietet. Deutsche Autoren wie Otto Willi Galk werden überholt, mit Kritiken kommen auch Hans Dominik, Max Böcher und andere zu Wort. Unnötig zu sagen, daß auch zwischen der New-Yorker Gernsback Edition und dem Berliner „Verein für Raumschiffahrt“, dessen Ziele allerdings mehr konkret und ernsthafter sind, Freundschaft besteht. Auf jeden Fall scheint sich hier eine ziemlich neue literarische Erscheinung energisch anzubahnen, der phantastische wissenschaftliche Roman nicht als gelegentlicher amüsanter und nicht ganz für voll genommener Zwischenleiter der übrigen Unterhaltungsliteratur, sondern als tätiger selbständiger Literaturzweig, getragen vom begeistertem Interesse eines ausgedehnten Publikums.

Caleb — der Sohn des Hundestammes.

Unter den Funden, die der englische Archäologe Sir Flinders Petrie bei seinen Grabungen zu Beth-Pelet in Palästina gemacht hat und jetzt in London ausstellt, befinden sich auch eine Anzahl Tonhunde, die aus einer sehr frühen Siedlung stammen. Diese Tonfiguren müssen als das Totem oder Stammeszeichen dieser Ansiedler aufgefaßt werden, und damit wird ein überraschendes neues Licht auf eine bekannte Bibelstelle geworfen. Im 4. Buch Moses lesen wir im 13. Kapitel, daß Moses, nachdem er die Kinder Israel durch die Wüste geführt hatte, Kundschafter nach dem gelobten Land ausjandte, und zwar einen Mann aus jedem der zwölf Stämme, darunter auch Caleb, den Sohn des Jethannes als Vertreter des Stammes Juda. Nun bedeutet Caleb soviel als Hund, und Flinders Petrie vermutet, daß Caleb aus dem Stamme der Kenoziten entsprossen war, deren Totem der Hund war und deren Spuren jetzt durch die neuen Ausgrabungen offenbar wurden. Als Caleb nun bei seinen Streifereien durch das Land Kanaan nach dem Süden vordrang, kam er zu seinen Stammesgenossen, die durch ihn von der Auswanderung der Israeliten aus Ägypten hörten und sich bereit erklärten, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, um das Land weiter nördlich zu erobern. In der Bibel wird dann berichtet, wie nur Caleb und Josua sich trotz der herrlichen Früchte, die die Kundschafter mitbrachten und die den Reichthum des Landes verbürgten, für das Eindringen in das gelobte Land einsetzten, während die übrigen Kundschafter das Volk mit Geschichten von den unbesiegbaren „Enats-Kindern“ erschreckten. Der Herr strafte darauf die übrigen Kundschafter mit dem Tode, und nur Caleb und Josua blieben lebendig. Der Stamm mit dem Hundetotem, zu dem Caleb in Beziehung stand, muß nach den gefundenen Ueberresten bereits 2000 oder 3000 Jahre zuvor in Palästina gesessen haben und gehörte wahrscheinlich zu den Ureinwohnern des Landes.

Zentralisierung der russischen Filminteressen in Berlin. Die bestehenden russischen staatlichen Filmgesellschaften sollen, soweit sie Exportfilme herstellen, in einer Aktiengesellschaft zusammengefaßt werden, die ihren Sitz in Berlin hat und die der russischen Handelsvertretung in Berlin beigeordnet wird. Die leitenden Persönlichkeiten der russischen Filmindustrie sind zu diesem Zweck bereits in Berlin eingetroffen. Es wird auch mit einer Beteiligung deutscher Filminteressen an dieser Gründung gerechnet. Ein Teil der Exportfilme, besonders der Tonfilme, sollen in mehrsprachigen Fassungen in deutschen Kinos hergeführt werden.

Licht als Verkehrszähler. Eine neuartige Einrichtung wurde bei der in Detroit über den gleichnamigen Fluß führenden Ambassadorbrücke getroffen. Am Brückenkopf treffen zehn Straßen zusammen; dort müssen auch alle Autos zur Zahlung eines Beggeldes halten. Sie werden dabei von einer starken Lichtquelle von oben beleuchtet und verdunkeln eine im Boden geschlitzte eingelassene Seelenzelle, so daß in einer Entfernung davon liegenden Kontrollstation abwechselnd Glühlampen aufleuchten und erlöschen. So kann der Kontrollbeamte nicht nur die Zahl der von den Wählern abgeführten Wagen zählen, sondern auch feststellen, auf welchen Straßen der Verkehr am dichtesten ist, und bei Ueberlastung einzelner Straßen Vorkehrungen treffen.

Leopold von Hueb gestorben. Der bekannte Blatimprovisor ist Dienstag in Loschwitz bei Dresden, 85 Jahre alt, an einer Lungenentzündung gestorben. Er war am 7. Juni 1845 in Ungarn geboren, war in verschiedenen deutschen Städten tätig und wurde 1888 nach Petersburg berufen, wo er als Solodovnikoff des Zaren und Professor am Konservatorium tätig war.

Rabindranath Tagore.

Zu seiner Deutschlandreise.

Im Jahre 1913 wurde das Abendland mit der Nachricht überrascht, daß ein gewisser Rabindranath Tagore — Thakur — aus Kalkutta, anfangs zu Schanimitetan bei Wolpur, für seinen Gedichtband „Gitanjali“, Uebersetzung in Viedern, den literarischen Nobelpreis errungen hätte. Rabindranath Thakur, Schanimitetan, Gitanjali. Kein Mensch wußte, wer das ist, wo das liegt, was das bedeutet.

Heute weiß die Welt, daß er ein großer Sänger, ein berühmter Volksdichter war, dessen Lieder von Mund zu Mund gehen, wenn auch „nur“ in Indien. Wir wissen heute, daß er ein „Dichter“ ist. Seine Erzählungen, seine Lieder, seine philosophischen Aufsätze, seine kulturpolitischen Schriften: „Der Geist Japans“, seine Dramen — „Das Postamt“, „König der dunklen Kammer“ — sind durch Aufführungen in Deutschland als Dichtungen von Hartheit und Tiefe bekannt geworden. Diese Werke beweisen es uns immer von neuem, daß dieser, einem alten Brahmengelehrten entstammende Indianer ein wahrer Dichter ist. Daß seine Dichtungen bis heute noch nicht in die Breiten und Tiefen der westlichen Völker drangen, liegt nicht etwa daran, daß seine Poesie Europäern ungemöht und unverständlich wäre. Die scheinbare Sprödigkeit seiner Dyril hat ihre Ursache darin, daß durch die Notwendigkeit der doppelten Uebersetzung, vom Indischen ins Englische, vom Englischen ins Deutsche, seine Gedichte zu sehr von der Sinnfälligkeit, die Ursprache und Form verliert, einbüßen muß.

In dem frühen klaren Wissen des Unterschiedes zwischen innerer Kultur und äußerlicher Zivilisation, zwischen Osten und Westen, ruht die über sein Dichtertum hinausgehende Bedeutung Thakurs.

Von seiner pantheistischen Gotteslehre, die ein sinnvolles Prinzip erkennen will im mechanischen Naturablauf wie in dem, der unter dem Namen „Entscheidungsfreiheit“ durch den Willen des Menschen geht, ist er zur Ueberzeugung von einem endlichen Sieg des Guten durch „Gemeinschaftsgeist“ der Vereinigung gelangt, die dem Osten die technische Zivilisation, dem Westen die Seelenkultur des Ostens schenken soll. Thakur ruft die Nationen des Ostens oder Westens nicht auf, „daß sie ihre heiligsten Güter verteidigen“, sondern er will, daß man sie austauscht.

„Wir wollen uns wohl ihre Maschinen aneignen, doch nicht mit dem Herzen, sondern nur mit dem Hirn, sie dürfen nicht ins Haus und in den Tempel eindringen“, lehrt Rabindranath Thakur, der von der versenkenden Kraft des Kapitalismus eine prophetische Ahnung hat und weiß, daß auch im fernem Westen bei uns lebende Seelen sind, die einen Kampf kämpfen gegen die ungeheuren Organisationen, unter denen Männer, Frauen und Kinder zermalmt werden, weil ihr Mechanismus keine geistigen und menschlichen Gesetze kennt.

Hier berühren die Gedankenkreise des indischen Geistesaristokraten die unfernen wohl vertrauten, sozialistischen. In anderer Stelle sagt Thakur: „Der Konflikt zwischen Staat und Individualismus Arbeit und Kapital, Mann und Frau, zwischen materieller Gewinnsucht und Bedürfnis nach geistigem Leben, zwischen der organisierten Selbstsucht der Völker und den höheren Idealen der Menschheit, dies alles soll im Harmonie gebracht werden, auf einem Wege, den noch niemand ahnt.“ Hier liegt ein Glaube, den wir nicht teilen, aber auch der Wunsch, dessen Erfüllung das Endziel jedes modernen Sozialismus ist.

Vom Eichkatzkeller zu Schellhase

Bummel durch historische Parteilokale

Berlin ist groß. Fünzig, vierzig, auch schon dreißig Jahre sind eine lange Zeit. Es ist nicht ganz einfach gewesen, zu ermitteln, welches im Süden, im Norden, im Osten, im Westen Berlins die Lokale gewesen sind oder noch sind, in denen sich schon um die Jahrhundertwende herum oder gar schon zur Zeit des Sozialistengesetzes das Parteilieben abspielte und die somit ein Stück Parteigeschichte verkörpern. Aber hin und wieder geriet ich dann doch an Veteranen der sozialistischen Sache, die Auskunft zu geben vermochten und die sie gern gaben: mit stiller Wehmut zurückschauend in verfloßene Kampfsjahre, in denen die Fundamente gelegt wurden, auf denen wir jüngeren heute stehen.

Weitaus die meisten der alten Lokale existieren nicht mehr und auch ihre Spuren sind verwischt.

In der Holzmarktstraße spielte um 1885 herum der von dem später nach Amerika ausgewanderten Genossen Wesenat bewirtschaftete „Eichkatzkeller“ eine große Rolle für die Sozialdemokraten. Seinen historischsten Tag hatte das Lokal wohl, als in ihm, in Gegenwart Paul Singers,

die Entlassung der Polizeispittel Kappora und Jhring-Maslow vor sich ging.

In der Breslauer Straße 27 bewirtschaftete Gustav Tempel, 1889 jüngstes, heute ältestes Mitglied des Berliner Stadtverordnetenkollegiums, den „Ambos“. Ein Teil der Gewerkschaftsbewegung nahm hier seinen Anfang. Wie, von einem Polizeioffizier und einem Schutzmännchen überwachter Streiks sind von hier aus geleitet worden. Später hat sich Tempel ein poornal verändert: das heißt nicht in seiner Gesinnung, die immer die alte, bewährte geblieben ist, sondern in seinen Verhältnissen. Aber welche Wirtschaft immer er übernahm, das Lokal in der Frankfurter Straße 16, das Café Bellevue in Kummelsburg: um ihn und um seine Ehele und seine Ehele herum gruppierte sich sozialdemokratisches Leben.

In der Rüdersdorfer Straße 8 hatte Emil Böhl, häufiger, nur leider nicht sehr glücklicher sozialdemokratischer Kandidat für die Stadtverordnetenwahlen, ein Kellerlokal, das als Treffpunkt der Genossen galt und einen jener „Rauchkubs“, den berühmten Erfolg für verbundene Vereine, beherbergte, der in diesem Falle den Namen „Kamenlos“ trug.

Ausgesprochene Parteilokale befanden sich ferner in der Weberstraße 3 und in der Remer Straße 83. Der Wirt dieses letzteren Lokales wurde, so wie Wesenat vom „Eichkatzkeller“, ausgewiesen und wanderte ebenfalls nach Amerika aus. Zum Unterschied von Wesenat, der noch heute mit einigen alten Genossen in Korrespondenz stehen soll, verscholl er aber und niemand hat wieder etwas von ihm gehört.

Nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes eröffnete Fritz Wille in der Andreasstraße 28 ein später vom Genossen Maxowski unter dem Namen „Zum Polenkönig“ fortgeführtes Lokal, in dem Heimann seine erste Rede vor der Berliner Parteimitgliedschaft hielt und in dem, nach einem Referat Ledebours, beschloßen wurde, sich an den preussischen Landtagswahlen nicht zu beteiligen. Bekannt waren damals auch Gründels Festfale. Gründel, ein noch heute tätiger Genosse und Obmann der Veteranen, gab damals den zurückgekehrten Ausgewiesenen ein Festessen auf dem es hoch herging und neuer Mut für die Zukunft geschöpft wurde. Den Ruhm, nicht weniger als vier für die Partei historische Lokale besessen zu haben, allerdings zu verschiedenen Zeiten, darf die Stahler Straße für sich in Anspruch nehmen. Den „Lustigen Stiefel“, eine Kellerwirtschaft, beherrschte Hermann Stramm, ein tätiger Genosse mit einem guten Namen, der sein Lokal später nach der Ritterstraße verlegte. Dann bestand der „Teufel“, zu dem man ebenfalls die Treppe heruntergehen mußte. Ein drittes Lokal hatte Oskar Wille, den letzten Stadtrat in Lichtenberg, zu seinem Wirt. Das vierte, das sich am längsten hielt und bis in die Neuzeit bestand, gehörte Theodor Regner, dem Schuhmacherphilosophen, wie er genannt wurde, und der lange Jahre Mitglied des Parteivorstandes war.

In Reußhain haben „Happes Festfale“, in der Hermannstraße 49, eine bevorzugte Rolle gespielt, allerdings wohl mehr nach 1900. Rosa Sugenburg, Borchardt, Bölich hielten hier Kurse ab. 1908 bildeten sie den

Ausgangspunkt einer großen Wahlrechtsdemonstration.

Am November 1914 referierten und referierten hier die Genossen David und Kunert über die Kriegskredite. Kunert, unterstützt von Liebknecht, waren contra, David, unterstützt von Zubeil, waren pro. Zubeil änderte allerdings unter dem Eindruck der Stellungnahme der Reußhainer Genossen bald seine Ansicht. In den ersten Jahren der Nachkriegszeit wurden hoppes Festfale umgebaut. Heute ist ein Kino aus ihnen geworden.

In Charlottenburg waren die „Bismarckhöfe“, die „Gambriusbrauerei“ und das „Volkshaus“, Rosinenstraße 4, ausgesprochene Parteilokale. Alle Lokale sind verschwunden. Das „Volkshaus“ wurde während der Inflation an die Konsum-Genossenschaft verkauft, die ein Warenhaus einrichtete. Die Charlottenburger Genossen hoffen, gelegentlich eines erwarteten Vergrößerungsbaues der in rasendem Aufstieg begriffenen Konsum-Genossenschaft ihre in der Inflation hergegebenen Räumlichkeiten zurückzubekommen.

Bei alten Parteilokalen hat sich auch in der allerdings längst abgerissenen „Alten Linde“ am Kottbuser Tor abgepielt.

Einige wenige der alten Lokale bestehen noch heute, allerdings können sie nur noch zum Teil Anspruch darauf erheben, in gleichem Maße wie früher den ausgeprägten Charakter eines sozialdemokratischen Versammlungsortes zu tragen. Da ist in Wilmersdorf, Wilhelmstraße 114, der „Viktoria-Garten“. Er wurde 88/84 gebaut und sein Besitzer stellte ihn unmittelbar nach der Reichstagswahl im Jahre 1890 den versetzten Sozialdemokraten zu ihren Versammlungen zur Verfügung. Alle Wilmersdorfer Genossen erinnern sich noch, wie in jener Zeit einmal, eines Sonntags, Wilhelm Liebknecht im „Viktoria-Garten“ in einer Volkspredigt sprechen sollte. Die Genossen und wohl auch Neugierige waren aus Steglitz, Charlottenburg, Schöneberg und natürlich auch aus Wilmersdorf selbst in gewaltiger Anzahl gekommen. Aber vergeblich. Im „Viktoria-Garten“ fanden sie weniger Wilhelm Liebknecht als vielmehr 20 vom Landrat Heinz Handjery herbeigeholte Polizisten etc. Die Versammlung war gar nicht zu Ende.

Im übrigen hat sich das Versammlungslieben der Wilmersdorfer im wesentlichen im „Volksgarten“, Breslauer Straße 40, abgepielt, der aber heute nicht mehr existiert.

Zwei der ältesten, an die 50 Jahre bestehenden Lokale sind in Adlershof „Böllsteins Lustgarten“ und in Johannistal das Lokal von Senftleben. Beide erhalten dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie in der Zeit des Sozialistengesetzes, ohne offiziell als Parteilokal betrachtet zu werden, für geheime Zusammenkünfte bevorzugt wurden. Später endeten hier zumweilen die Maiausflüge oder es fanden Sommerfeste in diesen Lokalen statt.

Die Köpenicker Genossen verkehrten seit 35 Jahren bei „Stippelohli“, die Zehlendorfer seit etwa 30 Jahren im „Schwarzen Adler“, die Schöneberger, ebenfalls seit etwa 30 Jahren, bei Wüll, früher Obst, in der Martin-Luther-Straße 69, und bei Groß in der Sedanstraße 17.

In Lichtenberg ist von den alten Lokalen unserer Veteranen lediglich noch jenes in Betrieb, das der erste sozialdemokratische Gemeindevorordnete von Lichtenberg ehemals in der Friedrich-Karl-Straße 34 besaß: Oskar Schulze, der ein rechtes Unikum gewesen sein muß und in ganz Berlin dadurch eine gewisse Bekanntheit erlangte, daß er im Lichtenberger Gemeindeparlament die Errichtung einer Bedürfnisanstalt in unmittelbarer Nähe eines preussischen Hoheitszeichens, des „Schwarzen Adlers“, durchsetzte.

In Kummelsburg verkehrten die Sozialdemokraten um das Ende des vergangenen Jahrhunderts gern beim Genossen Theodor Ritter in der Goethestraße 16, der nicht nur in politischen Dingen gute Ratschläge zu geben vermochte. Das Lokal besteht noch. Ritter ist vor einigen Jahren gestorben.

Zu den überlebenden historischen Lokalen verdient auch „Bubes Volksgarten“ in der Prinzenallee in Friedrichsfelde gezählt zu werden. Der ehemalige Besitzer Bube — heute bewirtschaftet der Sohn Gustav Tempels das Lokal — zeichnete sich dadurch aus, daß er, in einer Zeit, als der Arbeiter eine defaktilisierte Sicht bildete, zu der sich zu bekennen von Nachteil begleitet sein konnte,

eine Turnhalle, die er hatte erbauen lassen, den Sozialdemokraten zur Verfügung stellte.

Reich der Zukunft?

Die Ausnutzung der Polarländer

Die Geschichte der Polarexpeditionen ist bekannt — sie umfaßt etwa 5 Jahrhunderte. Die Suche nach dem kürzesten Weg nach Osten längs der Nordufer Europas und Asiens brachte monden schönen Erfolg und vor allem eine Erweiterung geographischer Kenntnisse, aber die Arktis ist nicht nur als ein unerforschtes Gebiet, das unbekannte Erden birgt, interessant. Sie ist auch ein Faktor von ungeheurer wirtschaftlicher Bedeutung. Zuerst ist sie: der Schlüssel der Wetterkunde.

Das Wetter für die gemäßigte Zone der nördlichen Halbkugel wird in der Arktis gebraut, und ihr Einfluß ist so groß, daß er bis in die Tropen reicht. Und da eine rechtzeitige Wettervorhersage ein wichtiger Faktor für die Landwirtschaft ist, so hat das genaue Studium der meteorologischen Verhältnisse des Nordens eine große Bedeutung.

In den letzten Jahren weisteifern fast alle Länder in der Ausrüstung von Polarexpeditionen, an der Spitze Amerika und Rußland, die ja die größten Polarsektoren besitzen. Die Sowjets haben besondere arktische Kommissionen geschaffen, die Polarsektoren einrichten und ein Netz von meteorologischen und Radiostationen von der Neuen Erde bis zur Wrangelinselfel ausbauen. Die mächtigen Eisbrecher „Rassik“ und „Malgin“, ein Stab geübter Polarsekretäre und neuerdings der Eisbrecher „Georgij Sjedow“, der im letzten Jahre auf der Franz-Josef-Erde die Sommerjahre gehit und dort eine Radiostation eingerichtet hat, bei der sieben wissenschaftliche Mitarbeiter zurückgeblieben sind, bedeuten Hilfsmittel, wie sie kein Land der Erde sonst hat. Wenn 1932—33 das Internationale Polarsexpeditionsjahr veranstaltet werden wird, wird die Durchführung eines großen Teiles des Programms auf ihre Längigkeit entfallen; sie waren es auch, die den Zeppelinflug über den Nordpol unterstützen sollten.

Und das alles lediglich zu meteorologischen Studien? — Nein, die Wetterkunde ist nur die erste Stufe. Die eigentliche Eroberung der Arktis wird erst folgen, sobald man sich in dem eisigen Land zurechtzufinden versteht, denn von allen Forschern wird sie als das Land der Zukunft bezehnet.

Ihre natürlichen Reichtümer sind enorm. Beinahe auf allen Inseln, die nordwestlich von Kanada liegen, hat man Kohlen entdeckt, die in ihrer Qualität den Kohlen der gemäßigten Zone nicht nachstehen. Die Kohlenlager von Spitzbergen würden genügen, um für Hunderte von Jahren den Bedarf Skandinaviens und Osteuropas zu decken. In der Gegend des Polarkreises sind verschiedene Petroleumquellen festgelegt worden. In Alaska haben die Amerikaner schon mit ihrem Ausbau begonnen. Außer dem Heizmaterial sind in der Arktis Gold, Silber, Platin und Blei gefunden worden, deren lukrative Ausbeutung nur von klimatischen Verhältnissen gehindert wird. Im Norden Kanadas haben die Amerikaner eine Eisenbahn längs der Hudsonbucht gebaut, um eine Exploitation von Kupferlagern in großem Maßstab beginnen zu können, und halten die Verbindung mit den nördlichsten Teilen durch Flugzeuge aufrecht.

Die Flora der Polargegend ist nicht weniger wichtig als ihre Mineralreichtümer. Nördlich und südlich des Polarkreises erstrecken sich mächtige Waldgebiete, die prachtvolles Bauholz, Rohstoffe für die Papierindustrie und — ganz im Norden — gutes Feuerungsmaterial abgeben. Bei dem heutigen Stand der landwirtschaftlichen Technik hat man Getreidearten gezüchtet, die noch sehr gut in der Breite des Polarkreises wachsen können. Im Sommer bringt die Arktis eine reiche und vielfältige Pflanzenwelt hervor, weil sie viel weniger klimatischen Schwankungen unterworfen ist als die gemäßigte Zone, und die Sonne drei Monate lang den Himmel nicht verläßt, was die Entwicklung der Pflanzen stark fördert.

Der Flora entspricht auch die Fauna. Allein in dem arktischen und subarktischen Alaska zählt man vier Millionen Renn-

In schönem Betrieb ist ferner noch heute die Wirtschaft des Genossen Dobroslaw, Ecke Arkonaplatz und Swinemünder Straße. Dieses Lokal selbst ist zwar nicht im eigentlichen Sinne historisch, denn es besteht erst seit 17 Jahren, dafür darf aber sein Wirt von sich sagen, daß er schon erheblich länger seine Gesinnungsfreunde bewirtet. Der Fall, daß ein Lokal seinen ausgeprägten Charakter als Parteilokal annähernd vier Jahrzehnte hindurch unverändert bewahrt und während dieser ganzen Zeit in derselben Hand blieb, liegt wohl nur beim Lokal Schellhase in Steglitz, Ahornstraße, vor. Es ist 1893 erbaut worden und war von dem Erbauer ausgerechnet als Studentenheim gedacht. Aber schon im nächsten Jahre ging es in die Hände eines jungen Gastwirtes über, der bis dahin ein kleines Ecklokal betrieben hatte und ein begeisterter Sozialdemokrat war: in die Hände von Friedrich Schellhase. Steglitz gilt heute als überwiegend reaktionärer Bezirk. Vor 40 Jahren war es erst recht ein exklusives Viertel. Die Sozialdemokraten wurden noch schneller angesehen als anderswo und es war für sie überaus schwierig, Säle zu bekommen. Friedrich Schellhase wurde Retter aus dieser Not. Vom ersten Tag an öffnete er seine Pforten weit seinen Parteigenossen. Selbstverständlich legte er sich dadurch in ein schlechtes Licht bei der wilhelminischen Polizei. Sie ließ es an Schikonen nicht fehlen. Während andere Lokale im Winter bis um 11 Uhr und im Sommer bis um 12 Uhr geöffnet halten durften, mußte Schellhase im Winter schon um 10 und im Sommer um 11 Uhr schließen. Wehe, wenn er einmal um 2 oder 3 Minuten die Zeit überschritt, schon kam der Nachtmelder Busch, der zuständige Gendarm, nahm den Fall zu Papier und es gab eine Anzeige. Fast keiner von den Großen der alten Garde, den seine Referententätigkeit nicht auch zu Schellhase geführt hatte! Singer, Bebel, Wilhelm Liebknecht haben hier gesprochen.

Diese kleine Liste kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sie soll einen Bummelgang darstellen durch einige, zum Teil aus den Anfängen der sozialdemokratischen Bewegung in Berlin herrührende Lokale, in denen die Genossen früher verkehrten und sich aufhielten. Heute stehen die Gastwirte mehr oder weniger auf dem Standpunkt: Wir halten unser Lokal niemandem verschlossen. Wir öffnen es allen Richtungen. Früher, vor allem unter dem Ausnahmegesetz, war das anders. Es gehörten Mut und Ueberzeugungstreue dazu, erklärten Sozialdemokraten auch nur ein Glas Bier auszuschenken. Wir wollen das nie vergessen. Vielleicht regt dieser Aufsatz die Lesarten dazu an, neues Material herbeizuschaffen, aus dem später einmal eine eigentliche Historie der alten Parteilokale verfertigt werden kann.

Hans Bauer.

lassen. Dasselbe gilt auch für Sibirien, wo infolge des Mangels an Renniermoos und der damit verbundenen Dezimierung der Herden man jetzt nur mit etwa 5 Millionen Köpfen rechnet. Die Fläche, die die Tundra einnimmt, würde eine Viehwirtschaft von nahezu hundert Millionen Rennieren ernähren. Während Rinderherden, Pferde, Ziegen und Schafe sich nur schwer in Polargegenden akklimatisieren, paßt sich der Moschusochse den arktischen Verhältnissen ausgezeichnet an. Er hat ein angenehm schmeckendes Fleisch und liefert seine Wolle, ähnlich der Wolle der australischen Schafe.

Endlich ist die Arktis dazu prädestiniert, ein ganzes Netz von Luftverbindungen aufzunehmen. Hier werden sich die zukünftigen Wege von Nordamerika nach Nordeuropa und Asien kreuzen.

Noch befinden wir uns in der Frage der Ausnutzung der Polargebiete in jeder Hinsicht im Anfangsstadium, noch gelten die nächsten Aufgaben der Erforschung des geheimnisvollen Erdteils, aber ihre Lösung wird eher Jahre als Jahrzehnte dauern, und dann wird das große Problem, die Beschaffung der Energie für diese, neun Monate in Eis eingeschlossenen, Länder sein.

Einer der kühnsten Pläne, der nichts Geringeres als die Ausnutzung der Sonnenenergie, die als Wärme in dem Wasser des Eismeeeres aufgespeichert ist, bedeutet, ist das Projekt des französischen Gelehrten Bargeau. Er will mit Hilfe dieser Wärmeenergie elektrische Energie erzeugen, und somit das Eismeer als Elektrizitätsquelle für die Polarländer benutzen.

Bargeau geht von der Tatsache aus, daß sogar das kälteste Wasser bedeutend mehr latente Wärme enthält als die gleiche Menge Eis. Während der drei Monate Polarsommer speichert man das Wasser die Sonnenenergie auf. Dann kommt der Polarwinter, die Lufttemperatur sinkt bis zu 50 Grad unter Null, aber in der Tiefe von einigen Metern, unter der dicken Eisschicht, bleibt das Wasser flüssig und bewahrt also eine kolossale Energiemenge.

Man weiß man, daß zur Verwandlung der Wärmeenergie in Arbeitsenergie in einer ununterbrochen arbeitenden Maschine ein fortwährender Temperaturunterschied bestehen muß, das heißt, daß der arbeitende Stoff (der Dampf, das Gas) die Wärme von der heißen Quelle (dem Kessel) empfängt und sie zu der kalten leitet. Die „heiße Quelle“ in Bargeaus Elektrizitätswerk ist das Wasser von etwa 0 Grad, die kalte die Lufttemperatur mit der mittleren Temperatur von minus 22 Grad Celsius. Natürlich kann bei diesen Temperaturen der Arbeitskörper kein Wasserdampf sein, sondern er muß aus einem Stoff bestehen, der bei 0 Grad gasförmig, bei minus 22 Grad flüssig ist. Diesen Anforderungen entspricht z. B. der flüssige Kohlenwasserstoff (Butan), dessen Siedepunkt bei minus 17 Grad liegt. Da das Butan im Wasser unlöslich ist, genügt es, einige Mengen des flüssigen Butans mit Wasser von 0 Grad zu vermischen, um starke Verdampfung zu erzielen. Deshalb ist Bargeaus „Dampfessel“ außerordentlich einfach. Es ist ein Gefäß, in dem das Wasser sich mit dem flüssigen Butan vermischt, die Dämpfe werden durch ein Rohr in eine Turbine geleitet und kommen daraus in einen Kühlraum. Es würde zu weit führen, wollte man die Einzelheiten der sinnreichen Konstruktion beschreiben. So empfiehlt Bargeau z. B. statt der direkten Abführung des Butans durch die Lufttemperatur ein Kondensat, das bei der Lufttemperatur fest, im Kondensator flüssig wird usw.

Natürlich ist diese Konstruktion nur in den typischen Polargegenden möglich, wie Kanada, Sibirien, Alaska, Grönland, Island, und auch dort kann sie nur in den Wintermonaten arbeiten. Aber gerade für die drei Sommermonate wäre es leicht, die nötige Energie durch Wasserturbinen zu erzeugen, so daß der kühne Plan wirklich infaunde ist, die Schätze des Nordens der technischen Ausbeutung zu erschließen und — als eigentliche Energiequelle — die Sonnenenergie auszunutzen.

Michael Charol.

Iman Heilbut Querschnitt

Ein Berliner Roman

(32. Fortsetzung.)

„Du“, stöhnte er, „Dementschen, lebst du wenigstens noch? Ich, proßt Mahlzeit, bist tot.“
Ein verzweifelles Stöhnen beruhigte ihn wenigstens über die Lebensfrage.

„Du“, stöhnte er, „versucht, kommt denn keine Hilfe?“ Er konnte sich selber bei den besten Absichten nicht aus seiner Lage befreien.

Endlich waren Stimmen in der Nähe, er fühlte sich an den Füßen gepackt und ins Freie gezogen.

„Der Mann hat einen Blutsturz“, hörte er neben sich jemanden sagen. Im gleichen Augenblick bemerkte er strömendes Blut über Lippen und Kinn.

„Ich einen Blutsturz?“ sagte Hammerschlag wütend und gab mit aller Umsicht darauf acht, daß Denise mit der gebührenden Vorsicht herausgehoben wurde. „Ich einen Blutsturz? Querschnitt! Aus der Reife blute ich, sonst nicht.“

Denise stöhnte, daß es Hammer Schlag ängstlich zunahm wurde. „Ins Krankenhaus“, tonandierte er dann, „ein Auto, las.“ Mit einem verächtlichen Blick streifte er die Ansammlung der Gaffer. Dem Mälerer war nichts passiert. Der Gurt um den Leib, der ihn festgeschmalt hielt, hatte ihn vor jedem Schaden bewahrt; umgedreht hängend, mit dem Scheitel nah über dem Boden, hatte er sich befreien und herausarbeiten können.

Denise kam auf ihren Wunsch nicht ins Krankenhaus, sondern ins Hotel.

Der Arzt konstatierte Querschnitt.

Verschiedene Male in der Nacht kam Hammerschlag leise an ihr Bett. Wenn sie wachte, fragte er:

„Tut's sehr weh?“

Sie wollte, daß er allein nach Berlin fahren sollte. Aber da weigerte er sich entschieden.

„Rein, war unter solchen Mühen und Gefahren wie ich einen Schlag gesucht und gefunden hat“, sagte Hammerschlag, „der löst ihn nicht mehr aus den Händen, bis er ihn endgültig geborgen weiß.“

So kam es, daß Hammerschlag nicht am vorgesehene Lage im Büro eintraf und daß Völlt und Dr. Cibulski ihn vergeblich erwarteten.

Am Nachmittag kam endlich ein Telegramm:

„Eintreffen morgen.“

Nach einer dreistündigen Zwischenpause im Bett, während der in ihre Kernen die Ruhe zurückgeführt war, hatte sich Denise für fähig erklärt, in der Eisenbahn nach Berlin zu fahren.

Sie nahmen den Nachmittagszug. In Berlin angekommen, wurde Denise, die bei jeder Bewegung Schmerzen empfand, in der Pension einquartiert, wo Hammerschlag seit Jahren zu Hause war.

Büchlich kam Hammerschlag am nächsten Morgen ins Büro.

„Na, Völlt, wie hast du geschlafen?“ fragte er, als er eintrat, so als ob er sie gestern zuletzt gesehen hätte. Er gab ihr die Hand und ließ sich von ihr berichten, was inzwischen geschehen war. Die Angelegenheit mit Arnold, den sie auf diesen Nachmittag wieder herbestellt hatte, wollte Völlt verschweigen, bis Hammerschlags Reugier nach den wichtigsten geschäftlichen Vorfällen befriedigt wäre.

Aber inzwischen meldete sich Dr. Cibulski zu einer Besprechung. Er schloß die Tür die Privatfontors und setzte sich Hammerschlag gegenüber an den Schreibtisch. Völlt horchte an der Tür. Es war gemäß, daß Dr. Cibulski jetzt über den Lehrling sein berichtete.

In der Tat, Dr. Cibulski war noch immer von dem Gedanken befallen, der Lehrling aus der Versicherungsfirma wäre ein gefährlicher Mensch, mit dessen Entlarvung er sich ein Verdienst erworben hätte. Er zeigte Hammerschlag am Ende das Schreiben der Witwe Fein, das inzwischen eingetroffen war.

„Dr. Cibulski“, sagte Hammerschlag mit dem Finger drohend, „wenn Sie da nur nicht zu feurig vorgegangen sind!“

Am Nachmittag, als Dr. Cibulski das Büro verlassen hatte, klopfte Völlt, einige Briefe zur Unterschrift in der Hand, an Hammerschlags Tür. Als sie hereinkam, war er eben mitten in einem Telefongespräch. Sie legte die Briefe vor ihm hin und wollte den Raum verlassen. Aber da hörte sie ihn einige Worte sprechen, die ihre Füße an den Boden festbannten.

Es war ein Gespräch mit Denise, die von ihrem Bett aus mit ihm telefonieren konnte. Er erkundigte sich nach ihrem Befinden.

„O Gott, dachte Völlt, also die ist in Berlin?“ — Er nannte sie „Dementschen“ und sagte du zu ihr.

Im Augenblick darauf war das Gespräch zu Ende.

„Na, Völlt“, fragte Hammerschlag, „was gibt es denn noch?“

Es blieb ihr keine Zeit, über Denise nachzudenken; sie hatte jetzt die Sache wegen Arnold durchzuführen.

„Herr Hammerschlag, der Dr. Cibulski, den wir nun Gott sei Dank los sind“, fragte sie an, „der ist aber 'ne eklige Rast.“

„Ja, das weiß ich“, sagte Hammerschlag.

„Jun Belspiel“, fuhr Völlt fort, „er hat einen jungen Mann im Verdacht, daß er bei uns in den Geldschrank einbrechen wollte. Er hat sogar die Polizei auf ihn losgeholt. Der junge Mann — es ist der Lehrling von drüben — ist dadurch in die entsetzlichste Lage geraten. Er hat sich an mich gewandt, ob ich die Sache nicht in Ordnung bringen wollte. Ja, habe ich zu ihm gesagt, das wollte ich gerne tun. Ich habe ihn auf heute nachmittag um vier hierher bestellt.“

„Ich will ihn sprechen“, sagt Hammerschlag und suchte ein Schreiben hervor, „durch den Brief deiner Mutter bin ich bereits orientiert.“

„Der Dr. Cibulski“, fragte Völlt wieder an, „hat mir gegenüber behauptet, offensichtlich wäre jemand am Geldschrank gewesen. Wenn ich das nur nicht gewesen bin...“

„Du?“ fragte Hammerschlag, „du?“ Was wolltest du denn am Geldschrank, Völlt?“

„Na, ich brauchte einmal abends noch die Portokasse, die Sie aber schon im Geldschrank eingeschlossen hatten. Was sollte ich da anders tun, als den Geldschrank wieder aufzuschließen?“

„Einbrecherin!“ sagte Hammerschlag. Einen Augenblick lang mußte Völlt nicht, was sie von diesem Wort zu halten hatte — aber da sah sie in Hammerschlags blauen Augen ein Lachen aufkommen.

„Und wie hast du dir die Geldschrankschlüssel verschafft?“ fragte er.

„Ich habe meine Schlüssel durchprobiert, und einer paßte zu Ihrer Schreibtischschlüssel, in dem die Geldschrankschlüssel aufbewahrt lagen.“

„Aber Völlt, erkläre mir nur“, sagte Hammerschlag, „warum du mir das nicht gleich damals erzählt hast?“

Völlt wurde rot.

„Ich habe vergessen, es Ihnen zu sagen... ja, am nächsten Morgen hatte ich es immer vergessen...“

„So“, nickte Hammerschlag. „Aber wenn du es nicht immer vergessen hättest, so wären dem Herrn Fein manche Unannehmlichkeiten erspart geblieben.“

„Aber auch manche Annahmlichkeiten“, antwortete Völlt geradeheraus, „so hätte er zum Beispiel ohne diesen Zwischenfall nie im Leben mein Interesse gewonnen... und daran, das kann man wohl sagen, lag ihm sehr viel.“

„Ach so“, sagte Hammerschlag, er lachte stumm und vergnügt, „dann gratuliere ich auch herzlich und bitte dich sehr, brav und treu immer nur an Herrn Fein zu denken. Paß auf, dann findest du auch niemals mehr Veranlassung, abends, wenn ich schon fort bin, die... Portokasse aus dem Geldschrank zu holen. — Adretten, Völlt.“

Denn über und über rot hatte sie vor ihm gestanden. Er wußte also alles! Er wußte, daß es ihr bei den heimlichen Geldschranköffnungen um einen Einbild in seine Korrespondenz zu tun gewesen war.

Sie ging hinaus und setzte sich im Büro an ihren Plog. Am liebsten hätte sie gemeint. Er war so milde, so gut; nicht den geringsten Vorwurf hatte sie zu hören bekommen.

Denn dachte sie an Denise. — Es wird etwas zwischen ihnen, dachte sie für sich. Sie ärgerte sich etwas über den Erfolg dieser Dame, aber sie gefand sich, daß die Verbindung zwischen diesen beiden naturgemäßer war als etwa zwischen Hammerschlag und ihr.

In dieser Stunde resignierte Völlt. Der Segen, den Hammerschlag zu ihrer frühen Bekanntschaft mit Arnold gegeben hatte, kam ihr wie eine Bestätigung des Schicksals vor.

Um vier Uhr kam Arnold. Er war rassel, trug frische Wäsche und sah zufrieden aus. Er hatte sogar einen Anflug von Rote auf den Backen.

„Dr. Cibulski ist fort“, teilte Völlt ihm sogleich zur Beruhigung mit, „und Herr Hammerschlag will mit Ihnen sprechen.“

Sie ging hinein und meldete ihn.

Als Hammerschlag sich den jungen Mann ansehen hatte und betrefis seiner Persönlichkeit im Klaren war, sagte er entschlossen:

„Die Sache ist einfach. Sie wollen Psychologie studieren. Sie haben, wie Sie sagen, wenig Interesse für das Versicherungs-

geschäft. Ich engagierte Sie als Mitarbeiter. Ab morgen stehe Sie mir gegenüber und sichten die eingegangenen Beiträge für die Zeitschrift. Ich sehe Ihnen an, daß Sie Begabung dazu haben. Damit ist die Wiederermittlungsfrage erledigt. Adgenacht.“

Arnold verbeugte sich, vor Freude rot.

Zwei Fliegen in einem Klaps geschlagen, dachte er; erstens ein erwünschter Beruf, und zweitens Völlt.

„Warum bedankst du dich bei mir, Liebbling“, fragte Hammerschlag, als Arnold beim Abschied nach Worten suchte, „du hast dein Glück nicht mir, sondern Herrn Dr. Cibulski zu verdanken.“

„Da haben Sie recht, weiß Gott“, sagte Arnold. „Ich wäre noch heute, dachte er für sich, mit meinen fruchtlosen Annäherungsversuchen beschäftigt, hätte Dr. Cibulski mir nicht diese Gelegenheit gegeben...“ (Schluß folgt.)

Das neue Buch

Erwin Baur:

Einführung in die Vererbungslehre

Die Vererbungslehre ist in den letzten Jahren ungeheuer angeschwollen. Obwohl die exakte Vererbungslehre eigentlich erst etwa 30 Jahre alt ist, dürfte ihr gegenwärtiger Umfang mit 10000 Büchern und Abhandlungen eher zu niedrig als zu hoch eingeschätzt werden. Es hat sich infolgedessen mehr und mehr das Fehlen eines die Fülle der Erscheinungen und Versuche zusammenfassend bearbeitenden Werkes fühlbar gemacht, zumal das ausgezeichnete Werk von Johannsen: Elemente der exakten Erbschaftslehre, fast nur die Methoden der Forschung und ihrer mathematischen Auswertung enthält, von dem Tatsachenmaterial aber nur sehr wenig gibt. Diese empfindliche Lücke ist jetzt endlich durch die neue Auflage des Baur'schen Werkes geschlossen worden, in dem die Gesetzmäßigkeiten der Vererbungs Vorgänge selbst und des Neuaufstretens erblicher Merkmale (Mutation) in erster Linie nach Bours eigenen Untersuchungen an der bekannten Löwenmaulpflanze und Pelargonien sowie den meist amerikanischen Arbeiten mit der Bananenfliege Drosophila dargestellt sind. Wie groß die Zahl der neuen Erkenntnisse auf diesem Gebiete ist, kann man daraus ersehen, daß nahezu zwei Drittel des Buches völlig neu geschrieben werden mußten.

Der Vererbung beim Menschen ist nur ein einziges Kapitel gewidmet, das überdies gegenüber den früheren Auflagen kaum eine Änderung oder Erweiterung erfahren hat. Das ist besonders zu beachten, da gerade diese Fragen neuerdings eine Hochflut von Schriften hervorgerufen haben, die aber alle auf sehr schwachen Füßen stehen. Nur für solche Eigenschaften, die mehr oder weniger krankhaft sind, ist der Erbgang einigermaßen bekannt und verhältnismäßig einfach zu übersehen, so daß die Bestrebungen zur Hebung der erblichen Volksgebundheit (Rassenhygiene, Eugenik) ausreichend begründet sind. Dagegen schwebt die Rassenkunde des Herrn „Professor“ Günther u. a. völlig in der Luft; denn über den Erbgang normaler, nicht krankhafter Anlagen (Rassenmerkmale) ist noch sehr wenig bekannt. Vor allem übersehen die Verfechter solcher Bücher — ob aus Unkenntnis oder Absicht, soll hier nicht erörtert werden —, daß die Unterschiede der einzelnen Menschen nicht nur auf den erblichen Anlagen, sondern gleichzeitlich und in gleichem Maße von den zufälligen Umweltbedingungen abhängen, unter denen die betreffenden Menschen aufgewachsen sind.

Dr. Kurt Lewin.

7. bis 11. völlig neubearbeitete Auflage. 478 Seiten mit 192 Figuren und 7 farbigen Tafeln. Berlin 1930. Verlag Gebr. Borntraeger. Preis geb. 21.50 M.

Rätsel-Ecke des „Abend“.

Silbenrätsel.

Aus nachstehenden 70 Silben sind 24 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Jizit aus einem Freilichthigen Gedicht ergeben: a a a acht da der dri ma dem e e e ech ei el erz eu ganz go he hi i is lest leit tel le li li lum ma ma ma ma ma na nach nant ne ne ni ni nisch o o o on ra ro rad re ri ri ri ri ro ro sam scha sen stre ta tas te ter ta u u un ver waid ze (21 am Ende: ch = 1 Buchstabe). — Die Worte bedeuten: 1. Houch; 2. Südrud; 3. biblischer Berg; 4. Erzählung in Ebedarm; 5. Vornahmelein; 6. Erzengel; 7. Viel bei Australien; 8. Metall; 9. nicht vorichtig; 10. Mule; 11. Bezeichnung für Fluß; 12. militärische Charge; 13. Sternbild; 14. Vordränger; 15. Kottgänger; 16. Stadt in Oberitalien; 17. französische Farbbezeichnung; 18. weiblicher Vorname; 19. perflische Kupfermünze; 20. männlicher Vorname; 21. europäische Sprache; 22. Regerstamm; 23. Stadt in Luxemburg; 24. Räuber.

1		2	3
	4	5	
		6	
		7	
8			
9			

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1. Meeresgott; 4. Bauarbeiter; 6. Präposition; 7. französischer Artikel; 8. Lachspeise; 9. Rückzug. — Senkrecht: 2. rühmter deutscher Ingenieur und Erfinder; 3. französische Landschaft; 4. Widerspruch; 5. französischer Artikel; 7. französischer Artikel.

Verstetdrätsel.

1. Amerika heißt das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.
2. Er ist die verkörperte Prosa.
3. Von der Schneekugel aus bietet sich ein herrliches Panorama.
4. Rahe bei Bernau ist schöner Buchenwald.
5. Dort arbeitet ein Vinselmacher.
6. Die Betonierung ist gut ausgeführt.
7. Ein Schoppen Bifener ist nicht zu verachten.
8. Er hat sinnige Sonettis verfaßt.
9. Wir treffen uns im Felsenblock.
In jedem der neun Böke ist ein weiblicher Vorname versteckt, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, wieder einen weiblichen Vornamen nennen.

Königszug.

dig	le	ben	lin	gen	sol's
idnef	das	schwer	gen	bat	na
zwei	ist	und	fruch	recht	man
rau	ein	ten		ge	fein
thw	de	mei	sol's	tan	tag
herm	nes	grun	mir	durch	auch
vind	im	zu		hun	ig's
bet	ge	ro	ig	han	in
stamm's	fern	den	und	ig's	cu

Homonym.

Im Krieg ward ich als Krankheit oft genannt
Bin auch ein Fluß im deutschen Land.
(Auflösung der Rätsel nächsten Sonnabend.)

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Silbenrätsel: 1. Eidenstod; 2. Infanterie; 3. Nandu; 4. Wagner; 5. Ostu; 6. Reiner; 7. Terpflanz; 8. Nigil; 9. Innernation; 10. Mitrohon; 11. Mandarine; 12. Tumb; 13. Sonne; 14. Jmael; 15. Cholia; 16. Gzoudl — „Gh Wort“ nimmt sich, ein Leben nie zurück.
Kreuzworträtsel. Wagerecht: 2. Capri; 3. Al; 7. Bor; 9. See; 11. Digo; 13. Pole; 15. Nil; 16. Ann; 18. Na; 19. rr; 21. gut; 23. gab; 25. Nora; 27. Iren; 29. Poi; 30. Iou; 32. Rf; 33. Racht. — Senkrecht: 1. Walpurgis; 3. Pol; 4. rein; 6. Lea; 8. Bolainka; 10. Cii; 12. Bin; 14. eng; 17. nun; 20. Rat; 22. Tor; 24. Pola; 26. Rom; 28. Roc; 21. Uf.
Verstetdrätsel. Wagerecht: 2. Fagobet; 3. Kellen; 7. Eclair; 9. Reapel; 12. Biker; 13. Seife; 14. Schwarzwald; 16. Urwald; 17. Ladmus; 20. Berlin. — Senkrecht: 1. Rigolito; 3. Ornel; 4. Inventur; 6. Tenne; 7. Stapel; 8. Republik; 10. Abendrot; 11. Reiterat; 14. Schwarzwald; 15. Goldbad; 16. Urkunde; 18. Kustete; 19. Amilla.

Einspruchsrecht der Arbeitslosen.

Gewerkschaftliche Interessenvertretung eine Notwendigkeit.

Durch die Änderung des Gesetzes über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung vom 12. Oktober 1929 ist den Versicherten das Recht des Einspruchs bis zum Oberversicherungs- und Reichsversicherungsamt gegeben worden. Die Spruchkammern der Landesarbeitsämter wurden Spruchkammern für die Arbeitslosenversicherung bei dem Oberversicherungsamt, dem der Vorsitzende und die Mitglieder der Spruchkammern angehören. Beim Reichsversicherungsamt wurde ein Spruchsenat für die Arbeitslosenversicherung gebildet, der aus einem Vorsitzenden, einem ständigen Mitgliede des Reichsversicherungsamtes oder einem Mitglied der Hauptstelle der Reichsanstalt, einem richterlichen Beamten und je einem Vertreter der Arbeitnehmer und Arbeitgeber besteht.

In vielen Fällen scheinen sich

die Arbeitslosen über ihre Einspruchsrechte gar nicht im klaren

zu sein. Der § 178 des Arbeitslosenversicherungsgesetzes lautet wörtlich:

1. Gegen Entscheidungen des Vorsitzenden ist Einspruch beim Spruchauschusse des Arbeitsamtes zulässig. Zum Einspruch berechtigt ist jeder, der an der Abänderung der Entscheidung ein berechtigtes Interesse hat.

2. Die Einspruchsfrist beträgt zwei Wochen und beginnt mit der Bekanntgabe der Entscheidung. Der Einspruch bewirkt keinen Aufschub.

3. Der Arbeitslose, dem durch eine Entscheidung des Vorsitzenden der Anspruch auf eine Leistung ganz oder teilweise abgelehnt wird, ist über das Recht zur Erhebung des Einspruchs sowie

die Form und Frist, die dabei innezuhalten ist, in der Entscheidung zu belehren.

Kein Kenner der Verhältnisse wird ernsthaft behaupten wollen, daß jeder Arbeitslose bei Ablehnung eines Zuschlages, bei Festsetzung der Höhe seiner Unterstützung, bei Anrechnung eines Gelegenheitsoberdienstes oder einer Abfindung, bei Aufforderung zu einer Rückzahlung usw. über sein Einspruchsrecht richtig belehrt wird. In den seltensten Fällen kennt ein Arbeitsloser überhaupt das Gesetz. Er stellt seinen Antrag und holt dann sein Geld. Die

Entscheidung des Vorsitzenden über einen Unterstützungsantrag

unterstellt er fast immer als richtig, was in den meisten Fällen auch zutrifft. In einzelnen Fällen werden sich aber bestimmt auch Fehler zugunsten oder zuungunsten des Arbeitslosen eingeschlichen haben.

Pflicht der Reichsanstalt wäre es schon längst gewesen, die wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes, wie z. B. über die Höhe der Unterstützung, in den Arbeitsämtern anzuschlagen. Ein Hauptteil des Anschlages müßte die Rechtsbelehrung über die Einspruchsmöglichkeiten sein. Dadurch würden viele Mißstände und unliebsame Zwischenfälle auf den Arbeitsämtern ohne Mehrbelastung des Personals mit wenig Unkosten beseitigt werden.

Nun zum Einspruch selber. Sehr viele Arbeitslose nehmen das Spruchverfahren in der Arbeitslosenversicherung auf die leichte Schulter, während sie sich im kleinsten Arbeitsgerichtsprozeß ganz richtig an ihre Organisation wegen ihrer Vertretung vor dem Arbeitsgericht wenden. Im Spruchverfahren der Arbeitslosenversicherung glaubt in den meisten Fällen der Arbeitslose allein seine

Interessen vertreten zu können. Hierfür muß dringend gewarnt werden, denn im Gegensatz zu anderen Sozialversicherungen ist hier zudem die Urteile des Spruchsenats, ja auch schon die Urteile auschusses erledigt und keine Berufung mehr möglich. Zudem sind die Urteile des Spruchsenats ja auch schon die Urteile der Spruchkammern, wenn auch nicht immer bindend, so doch mindestens maß- und richtunggebend für die Praxis in den Ämtern. Für das Amt selber ist die Entscheidung seines Spruchauschusses immer bindend. Ein durch schlechte Vertretung des Arbeitslosen verlorener Prozeß ist meist auch entscheidend für sämtliche nach ihm kommende Fälle.

Den Arbeitslosen sind durch die Einrichtung des Spruchverfahrens gewisse Rechte eingeräumt worden. Ihre Sache ist es nun, dieses Recht dahin auszubauen, daß es für sie ein Segen und kein Fluch wird.

Streitfragen des Gesetzes entscheidet das Spruchverfahren, und zwar endgültig.

Die Entscheidungen sind meist auf Jahre hinaus maßgeblich für alle vorkommenden Fälle.

Organisierte Arbeiter müssen im Spruchverfahren der Arbeitslosenversicherung immer die Beratung oder Vertretung ihrer Organisation in Anspruch nehmen, denn ihr Verfahren entscheidet oft nicht nur ihren Einzelfall, sondern das Schicksal von laufenden Arbeitslosen.

Herbstjugendweiche der Sozialisten, Freidenker und Gewerkschaften. Alle Anmeldestellen werden hierdurch gebeten (soweit noch nicht geschehen), die im Besitz befindlichen Jugendweicheanmeldungen umgehend dem Jugendweichefektariat, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3, 2. Hof, 2 Treppen, zuzustellen, da mit der Einteilung der Lebenskundekurse begonnen werden muß.

Wetter für Berlin: Größtenteils bewölkt mit etwas Regen und wenig Temperaturänderung, südwestliche Winde. — Für Deutschland: Bewölkt bis trübe und besonders im Westen vielfach leichte Regengüsse, Temperaturen im ganzen wenig geändert.

Beschäfts-Anzeiger

Bezirk Süden-Westen.

Gebrüder Bilz
Maschinenfabrik und Reparatur-Werkstätten
für Druckereimaschinen
Beauftragte der Schnellpressenfabrik
König & Bauer A.-G. für Montagen und Reparaturen
Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Straße 92
Tel.: F. 5, Bergmann 4091 — Nachruf Bärwald 0650

Augengläser
für jedes Auge
Leu Nisches Seh
die Fernsicht
OPTIKER Trusch
Dresdenerstr. 131 am Kottbuser Tor

Fritz Muth
Buttergroßhandlung
Filialen
in allen Stadtteilen

**VOLKS-
FEUERBESTATTUNGS-VEREIN V.V.a.B.**
1913
UNTER REICHAUFSICHT
Nach dreimonatiger Mitgliedschaft
unbedingten Rechtsanspruch auf
kostenlose, pietätvolle Bestattung
Kein Kirchenaustritt erforderlich
[R. 14]
Man verlange kostenfreie Zusendung
eines Prospekts oder Vertreterbesuch
Haupt-Geschäftsstelle:
Berlin N. 4, Invalidenstr. 110
Fernruf: D1 Norden 6881

Bandagen-Müller
Prinzenstraße 43, am Moritzplatz
Bruchbänder — Leibbinden
Künstliche Glieder, Gummi-
strümpfe, Plattfüßeinlagen
Eigene Werkstatt [173]
Lieferant für sämtliche Krankenkassen

Frisier-Salon
für Damen und Herren
Gute Bedienung
Solide Preise
Stadtbad Kreuzberg, Baerwaldstr. 64-65

Bei Bedarf in Auflage-
matratzen fordern Sie
nur die weichgepolsterte
**„MW“
Matratze**
(m. garant. neuem Ma-
terial gefüllt). Zu haben
in allen einschlägigen
Geschäften.

Frisier - Salon
Stadtbad Neukölln
Erfklassige Bedienung
Pfeifliche Sauberkeit
20% Rabatt bei Abgabe d. Inserats

August Krauss Bln.-Tempelhof
Germaniastr. 143
Tel.: Södring 3901
Spezial-Bauausführungen:
Drahtputz-, Zug- und Bildhauerarbeiten

Stempelfabrik
Werner & Schade
Berlin N, Kastanienallee 42
Fernsprechanruf Humboldt 1011-1012
Liefert
Kautschuk- und Metallstempel prompt

**WILLNER
EISSBIER**
Kenner bevorzugen
der Berliner Weißbierbrauerei E. Willner
Berlin-Pankow. Telefon: Pankow (D 8) 6 und 7

Dachpappen-Verkauf etc.
zu billigsten Fabrikpreisen
Theodor Seibel
Dachdeckermeister, Leiterrüstungen
Bln.-Mariendorf, Prühstr. 26 Fernspr.:
Södring 1312

Butter Stein
Filialen in allen Stadtteilen

**BUCHDRUCKARBEITEN
IN NEUZEITLICHER
AUFMACHUNG**
MEL
BERLIN SO 16
Adalbertstraße 62
Fernspr. - Anruf
F 7, Jannowitz 3011
A-DRUCK

Buchdruckerei C. Janiszewski
Elisabeth - Ufer 28/29
Telefon: Sammelnummer Moritzplatz 3471
empfiehlt sich den Gewerkschaften zur Her-
stellung aller Arten Drucksachen in vornehmer
Ausstattung bei billigster Preisberechnung

Fromm's Act
Gegen Infektion
In allen einschlägigen Geschäften erhältlich

Charlottenburger
Tapeten-Farbenhaus G. Schulz
Potsdamer Straße 6, Ecke Nebrigstraße
Ausführung sämtlicher Linoleumarbeiten
Fernsprecher: Wilhelm 960

Golz & Bartz
Metallwarenfabrik
Badewannen
Spültische [217]
NO 18, Pallisadenstraße 83

GLASERHÜTTE
Gesellschaft mit beschränkter Haftung
Industrie- und Bauglasererei / Glashandlung
Berlin NO 18, Landsberger Allee 39
Telephon: Königsstadt 6970 [R. 193]

Blumen - Kränze
für Freud und Leid preiswert
Blumen-Degar
Neukölln, Kaiser-Friedrich-Straße 30

Ernst Schüler
Berlin SW, Lindenstr. 11/12
Elektrische Anlagen jeder Art
auch in 10 Monatsraten.

Drogen, Chemikalien, techn. Oele
Paul Rehfeldt [R. 163]
Berlin SW. 68, Hollmannstraße 15

Gaststätte
vormals Zum Hakespecht
Inhaber: Mathias Schröder
Hauerstr. 87 89
Zentrum 8964
Das Haus der guten Küche
Eigene Hausschlachterei

Walfisch
Köpenicker Str. Ecke Brückenstraße

Otto Schubert
Neukölln
Bergstraße 155
Optik / Bandagen
Lieferant sämtlicher Krankenkassen.

Wäsche nach Gewicht
Dampfwäscherei Merkur, Berlin O 112,
Frankfurter Allee 307 Fernspr.: Andreas 2820 [213]
Inh. Aug. Bachmann Mitgl. d. SPD.

**DIE RICHTIGE
FEIN-SODA**
SV - Feinsoda
für
Wäsche, Küche
und Haushalt
das Billigste!!!

Schönhauser Festsäle
Inh. Paul Götzter
Schönhauser Allee 129
Säle frei!

Immortella-Camembert und Brie
geteilt und ungeteilt
Edelerzeugnisse der Central-Molkerei Reichenbach i. Schl.
Erhältlich
in allen einschlägigen Geschäften [171]

A. Schäfer
Mineralwasser-Fabrik und
Bier-Großhandlung
Niederlage flüssiger Kohlensäure
Deutsches Grätzer, Weißbier usw.
Lieferant für Kantinen u. Großbetriebe
SW 68, Hollmannstraße 32 — Tel. Dönhoff 0661

Butter-Heinze